

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs. W. H. Cauder Smissew.



C. H. Vander Missen

University College

November 1900

Toronto

9
995.2

W. H. Vandesmissen



Goethes Werke

Herausgegeben

im

Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen

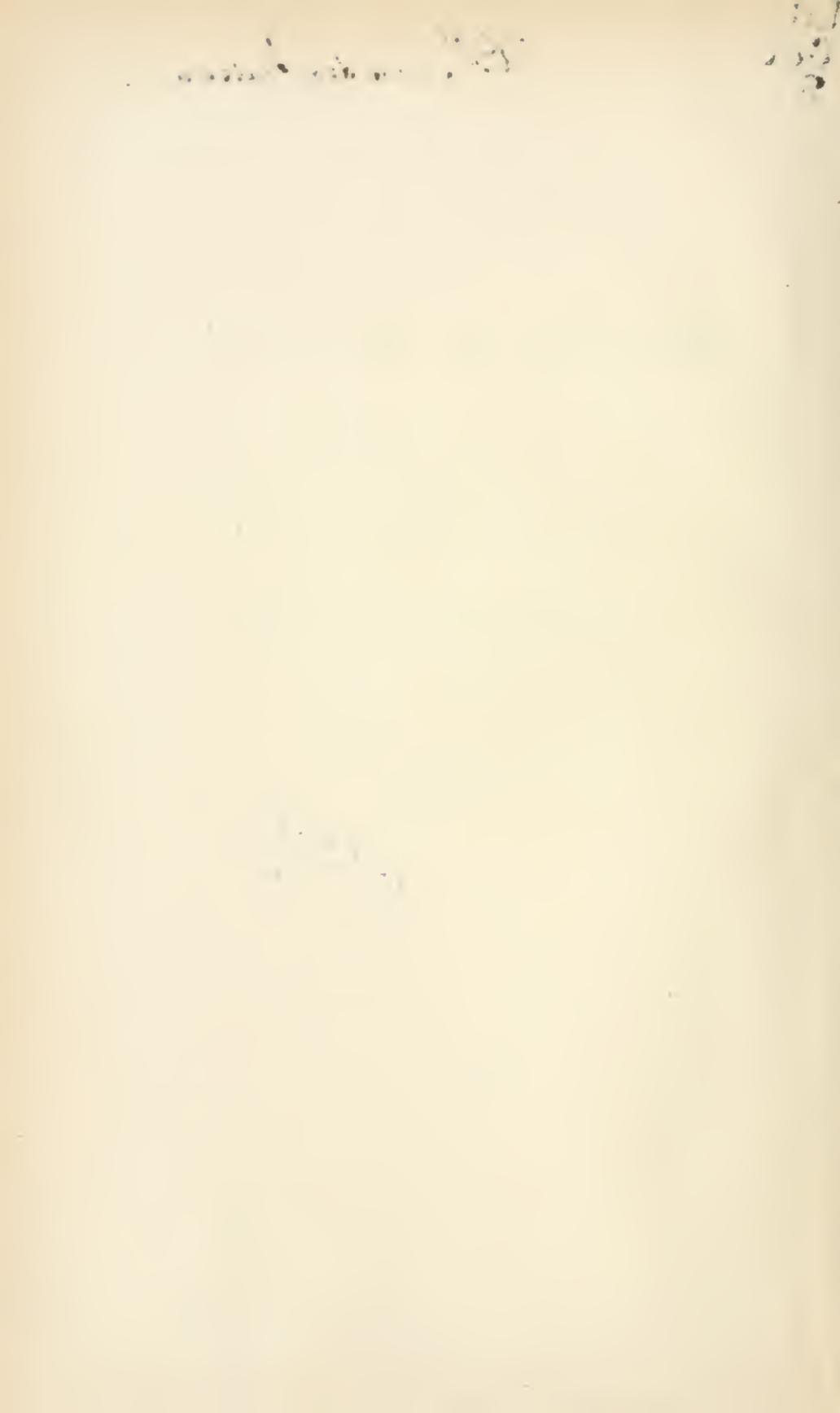
45. Band

234224.
11.7.29.

Weimar

Hermann Böhlau Nachfolger

1900.



I n h a l t.

	Seite
Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot	1
Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog Rameau's Neffe erwähnt wird	159
Nachträgliches zu Rameau's Neffe	219
Rameau's Neffe	221
Des Hommes Célèbres de France	239
Diderot's Versuch über die Malerei	245
<hr style="width: 10%; margin: auto;"/>	
Lesarten	323

Rameau's Nefte.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuſcript überſetzt.

. . . Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Es mag schön oder häßlich Wetter sein, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson.

5 Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sei weise oder thöricht. So sieht man in der Allée de

10 Foi unsere jungen Lieberlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine

15 Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnet ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der

20 Ort in Paris, wo man das Spiel am besten spielt. Da, bei Ney, versuchen sich gegen einander der profunde Régal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot.

Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich sein, wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich sein, wie Foubert 5 und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch 10 Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was 15 ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Übrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm 20 jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger, als er selbst. 25 Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen;

man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen, oder er käme aus la Trappe.

Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, 5 oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Al= 10 mosen zu geben. Morgen, gepudert, chauffirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt sich, und ihr würdet ihn beinah für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, 15 nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein 20 kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Krüge Bier er= 25 wartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen

Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matraze in den Haaren. Ist die Jahreszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours, oder den elyseischen Feldern hin und wieder. 5 Mit dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Überrest der Woche.

Vergleichen Originale kann ich nicht schätzen; andre machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu 10 Freunden. Des Jahrs können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absteht, und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre Erziehung, unsre gesellschaftlichen Conventionen, unsre 15 hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur 20 Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln,

lachten ihm in's Gesicht, und versicherten ihm, er sei
närriſch. Doch ſah ich den Augenblick kommen, wo
die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige
Thaler, die ich ihm gab. Er hatte ſich, ich weiß
5 nicht wie, in einigen Häuſern eingekrochen, wo ſein
Couvert bereit ſtand, aber man hatte ihm die Be-
dingung gemacht, er ſolle niemals ohne Erlaubniß
reden. Da ſchwieg er nun und aß vor Boſheit: es
war luſtig ihn in dieſem Zwang zu ſehen. Sobald
10 er es wagte den Tractat zu brechen und den Mund
aufzuthun, ſogleich bei'm erſten Wort riefen alle
Gäſte: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in
ſeinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das
Eſſen her.

15 Ihr wart neugierig den Namen des Mannes zu
wiſſen, da habt ihr ihn. Es iſt der Vetter des be-
rühmten Tonkünſtlers, der uns von Lulli's Kirchen-
geſang gerettet hat, den wir ſeit hundert Jahren
pſalmodiren. Ein Vetter des Mannes, der ſo viel
20 unverständliche Viſionen und apokalyptiſche Wahr-
heiten über die Theorie der Muſik ſchrieb, wovon
weder er, noch ſonſt irgend ein Menſch jemals etwas
verſtanden hat; in deſſen Opern man Harmonie findet,
einzelne Brocken guten Geſangs, unzuſammenhängende
25 Ideen, Lärm, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien,
Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem
ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den
Florentiner begraben hat, durch italiäniſche Virtuosen

wird begraben werden, wie er vorausfühlte, und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn niemand hat böjere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crébillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Laugenichtjen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich.

Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen, die gut schieben.

Er.

Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus; die Übrigen verstehen nichts.

Ich.

20

Und Herr von Bissy, was sagt Ihr zu dem?

Er.

Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

25

Ich.

Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er.

Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

5 Ich.

Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auch auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sein. Seit einer
10 Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er.

15 Das was Ihr, ich und alle die andern machen, Gutes, Böses und nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst und manchmal hab' ich getrunken; indeffen ist mir der Bart gewachsen, und da
20 hab' ich mich rasiren lassen.

Ich.

Daran habt Ihr übel gethan: denn der Bart nur fehlet Euch zum Weisen.

Er.

25 Freilich! meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blickt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und

das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieſes ungeheure
Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es
würde ſich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich.

Neben Cäſar, Marc Aurel, Sokrates.

5

Er.

Nein, ich ſtünde lieber zwiſchen Diogenes und
Phryne. Unverſchämt bin ich wie der eine, und die
andern beſuch' ich gern.

Ich.

10

Ihr beſindet Euch immer wohl?

Er.

Ja, gewöhnlich; aber heute nicht beſonders.

Ich.

Und wie, mit Eurem Sileneubauch, mit einem 15
Gesicht —

Er.

Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen
könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen
Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett 20
macht?

Ich.

A propos! den Onkel; ſeht Ihr ihn manchmal?

Er.

Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

25

Ich.

Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er.

Thut er jemanden Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein
5 Blasebalgznagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wann sie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und
10 besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sein. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur
15 nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne
20 Händel verdrängt. Da macht sich's, nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's, wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlequins Kock! . . . Nein! die Weisheit des Mönchs im Kabelais, das ist die wahre Weisheit
25 für unsre Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut, denn die Menge

ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, daß Übel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Duzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zweimal zwei vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sei als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgesenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder in's Wasser werfen sollte.

Ich.

Und doch! diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er.

Im Stillen schreibt sich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich.

Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gesagt?

Er.

Für mein ganzes Leben.

Ich.

Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in
 5 Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sein.
 Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine
 wie das andere quält. Man sollte seine Partie er-
 greifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch
 zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein
 10 wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt,
 kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von
 Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren.
 Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine
 hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks
 15 sein, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet
 man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohl-
 thäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vor-
 treffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube,
 wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet
 20 sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nützt die
 Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im
 Augenblick schadet. Daher kam' ich in Versuchung
 den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie,
 der einen allgemeinen Irrthum verschreit, oder einer
 25 großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein
 Wesen ist, das unsre Verehrung verdient. Es kann
 geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils
 und der Gezehe wird; aber es gibt zwei Arten Gezehe

die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderbarlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er.

10

Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seid Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, daß den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich.

20

Hört mich, lieber Mann, eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden sei, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung

hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er.

Daß man ihn ersäufen sollte.

5

Ich.

Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun ich will nicht Guern Onkel zum Beispiel nehmen, das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter
10 Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz unterschieden, daß er ein Mann von Genie sei, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für
15 den besten Mann. Aber Voltaire?

Er.

Drängt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich.

Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein
20 guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comptoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann
25 und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er.

Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen sein.

Ich.

Das ist sogar unendlich wahrer als Ihr selbst ⁵ nicht empfindet.

Er.

Ja so seid ihr andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur versteht ¹⁰ euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut als Ihr Euch versteht.

Ich.

Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er.

15

Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter ²⁰ Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegent- ²⁵ lich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unter-

brechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich
 5 darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich.

Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein recht-
 10 mäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarozer, alle diese süßlichen Zaherren, alle diese Windbeutel, diese unnützen verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln
 15 mußte er durch seine Lehrburschen den dienstbaren Gefälligen todt schlagen lassen, der, durch eine jaubere Mannichfaltigkeit, den Gemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beirwohnung zu retten sucht.

Er.

20 Todt schlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl polizirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu in's Teufels Namen soll man denn sein Geld verwenden,
 25 als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergüügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese

Genüße beſitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieſer Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich.

Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böſe. In tauſend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menſchlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige 10 Weſen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr ſind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von ſeinen Laſtern, noch von ſeinen Fehlern. Besser wär' es freilich geweſen, wenn die Natur zu den Talenten 15 eines großen Mannes auch die Gefinnungen des Rechtfchaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in ſeiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erſtickte, die zu ſeinen Füßen wuchſen: aber ſeinen Gipfel hat er bis in die 20 Wolken erhoben, ſeine Äſte ſind weit verbreitet, ſeinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an ſeinem majeſtätischen Thron zu ruhen. Früchte des feiſten Geſchmack's hat er hervorgebracht und die ſich immer erneuern. Freilich 25 könnte man wünſchen, auch Voltaire wäre ſo ſanft wie Duclos, ſo offen wie der Abbé Trublet, ſo gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal

nicht sein kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt uns einen Augenblick den Punct vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir unsern Blick
 5 über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir. Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Wasser, viel-
 10 leicht löschet Ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er.

15 Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Ich.

Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft: denn
 20 wäre hierunten alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er.

Ihr habt Recht: denn darauf kommt es doch
 25 hauptsächlich an, daß wir beide da seien, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seien: das andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch

gehöre, und hole der Hefker die befte Welt, wenn ich nicht dabei fein follte. Lieber will ich fein, und felbft ein impertinenter Schwäker fein, als nicht fein.

Jch.

Jeder denkt wie Jhr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie fie find, etwas ausfeßen, ohne zu merken, daß er auf fein eigen Dafein Verzicht thut.

Er.

Das ift wahr.

10

Jch.

Nehmen wir darum die Sachen, wie fie find, bedenken wir, was fie uns koften und was fie uns eintragen, und laffen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böfe noch gut ift, wenn es nothwendig ift, wie viele Leute fich einbilden.

Er.

Von allem, was Jhr da vorbringt, verftehe ich nicht viel. Wahrfcheinlich ift es Philosophie, und ich muß Euch fagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer fein, felbft auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja! gefteh' ich's nur, hier ift etwas, das mir es fagt! Jch habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich diefes Lob nicht heimlich rafend gemacht hätte. Neidifch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme,

das sie heruntersetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: freilich du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou
 5 schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu sein. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals
 10 singen hören: Profonds abymes du Ténare, Nuit, éternelle nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken
 15 ich zu bleiben und er zu sein.

Ich.

Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er.

20 Nichts, nichts! das sind Augenblicke die vorübergehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie Profonds abymes und fuhr fort:)

Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke
 25 gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man

dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe
 gehen, dein Gewiffen würde von deinem eigenen Ver-
 dienfte zeugen. Die andern wiefen mit Fingern auf
 dich. Das ift der, fagte man, der die artigen Gavotten
 gemacht hat. (Nun fang er die Gavotten. Dann ⁵
 mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude
 fchwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er fich
 die Hände und fprach:) Du hättest ein gutes Haus
 (er ftredte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen),
 ein gutes Bett (er fanf nachlässig darauf hin), gute ¹⁰
 Weine (er schien fie zu kosten, indem er mit der
 Zunge am Gaumen klatfchte), Kutfch' und Pferde
 (er hob den Fuß auf hineinzufteigen), hübsche Weiber
 (er umfaßte fie schon und blickte fie wollüftig an).
 Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu be-
 räuchern. (Er glaubte fie um fich zu fehen. Er
 fah Paliffot, Poinfinet, die Frérons, Vater und Sohn,
 La Porte, er hörte fie an, brüftete fich, billigte,
 lächelte, verfchmähte, verachtete fie, jagte fie fort und
 rief fie zurück. Dann fprach er weiter:) So fagte ²⁰
 man dir Morgens, daß du ein großer Mann bif,
 fo läseft du in der Gefchichte der drei Jahrhunderte,
 daß du ein großer Mann bif: du wärft Abends
 überzeugt, daß du ein großer Mann bif, und der
 große Mann Rameau, der Better, fchliefe bei dem ²⁵
 fanften Geräufch des Lobes ein, das um fein Ohr
 fäufelte. Selbft fchlafend würde er eine zufriedene
 Miene zeigen, feine Bruft erweiterte fich, er holte mit

Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet
 5 hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Jch.

10 So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er.

Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich
 15 zusammengeschoben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach, es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschütteret und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist
 20 nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Jch.

Traurig ist's immer.

Er.

Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

25

Jch.

Und was?

Er.

Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich.

5

Das ist wahr.

Er.

So laßt Euch sagen. (Ghe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ¹⁰ ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich.

Welche Lobrede!

Er.

15

Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzubringen, keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch. Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Ich.

Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein. ²⁰

Er.

Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich.

25

Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbürge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an andern.

Er.

Sie ſich verbergen, könnte man das? Seid gewiß, wenn Paliffot allein iſt und ſich ſelbſt betrachtet, ſagt er ſich ganz andre Sachen. Seid gewiß, ſein
 5 Colleague und er, einander gegenüber, bekennen ſich offenherzig, daß ſie zwei gewaltige Schurken ſind. An andern dieſe Eigenſchaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefſlich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abweſend
 10 ward ich gleich vermißt; man hätiſchelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverſchämte, der Unwiſſende, der Faule, der Freſſer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieſer Beiwörter galt mir ein Lächeln,
 15 eine Liebföngung, einen kleinen Schlag auf die Achſel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Biſſen, den man mir auf den Teller warf, nach Tiſche eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht
 20 auß mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geſchenke die mir zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menſchenverſtand hatte, ein einziges Mal in
 25 meinem Leben. Ach wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich.

Wovon war denn die Rede?

Er.

Rameau, Rameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit ein bißchen Geist, ein bißchen Vernunft zu haben! Rameau mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich 5 gemacht hat und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit 10 dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun gingst du und bißest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, 15 Mund, was begehrtst du? und nun halte dich wieder an die Höfen. Gut logirt, und übergücklich wirst du nun sein, wenn man dich wieder in's Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des 20 Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlaß hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. 25 Unglücklich, übelberathen; von tausend Teufeln bejessen.

Jch.

Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurück-
zuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so un-
zeihlich? An Eurem Platz suchte ich meine Leute wieder
5 auf. Ihr seid ihnen viel nöthiger als Ihr glaubt.

Er.

O gewiß! Jetzt da ich sie nicht lachen mache,
haben sie Langerweile wie die Hunde.

Jch.

10 So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine
Zeit mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unter-
haltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen
kann.

Er.

15 Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Jch.

So vortrefflich Ihr auch sein mögt, ein andrer
kann Euch ersehen.

Er.

20 Schwerlich!

Jch.

Das sei! Aber ich ginge doch mit diesem ent-
stellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen
Hals, diesen zerzaus'ten Haaren, in diesem wahrhaft
25 tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe
mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt
sagte ich mit leiser schluchzender Stimme: Vergebung,
Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein

Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals Menschenverstand zu haben, und ich verjpreche Euch, es foll in meinem ganzen Leben nicht wieder gefchehen. (Luftig war es anzufehen, wie er, unter= 5
 deffen ich fo jprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte fich niedergeworfen, fein Geficht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoßfels zu halten, er weinte, er jchluchzte, er jagte: Ja, meine kleine Königin, ja das verjprech' ich, in 10
 meinem ganzen Leben foll mir's nicht wieder begegnen. Dann jprang er auf und jagte mit ernftem und bedächtigem Ton:)

Er.

Ja, Ihr habt Recht, das ift wohl das Beße. 15
 Herr Biellard jagt, fie fei fo gut; ich weiß wohl daß fie es ift; aber fich vor einer folchen Meerfage zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzufehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich Rameau, 20
 Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter deffen, den man den großen Rameau nennt, deffen, der nun grade und ftraff und mit freier Bewegung 25
 der Arme im Palais Royal fpazieren geht, feitdem ihn Herr Garmontelle gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockfchößen fonft einher=

ſchlich; ich, der ich Stücke für's Clavier geſetzt habe, die niemand ſpielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die ſie ſpielen wird, ich, genug ich! gehen ſollt' ich? Nein, Herr, das geſchieht nicht!

5 (Nun legte er ſeine rechte Hand auf die Bruſt und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das ſich regt, das mir jagt: Rameau, das thuſt du nicht. Es muß doch eine gewiſſe Würde mit der menſchlichen Natur innig verknüpft ſein, die niemand erſticken kann. Das wacht

10 nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es gibt andre Tage, da mich's gar nichts koſtete ſo niederträchtig zu ſein als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H—n geküßt hätte.

15 Ich.

Ei, mein Freund! ſie iſt weiß, niedlich, jung, jettlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wohl einer entſchließen, der delicates wäre als Ihr.

Er.

20 Verſtehen wir uns. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H—n küſſen. Es gibt ein eigentliches und ein ſigürliches. Fragt nur den dicken Bergier, er küßt Madame de la M— den H—n im eigentlichen und ſigürlichen Sinne, und wahrhaftig das Eigentliche und ſigürliche

25 liche würde mir da gleich ſchlecht gefallen.

Ich.

Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch anbege, ſo habt doch den Muth ein Bettler zu ſein.

Er.

Es ist hart ein Bettler sein, indessen es so viel reiche Thoren gibt, auf deren Unkosten man leben kann, und dann sich selbst verachten zu müssen ist doch auch unerträglich.

5

Ich.

Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er.

Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: wie, Rameau, es gibt zehntausend gute Tafeln zu 10 Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen diesen Gedecken ist keines für dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Creaturen ohne Reize, tausend platte Intrigants sind gut gekleidet, und du liegest 15 nackt herum, so unfähig wärst du? Wie, du solltest nicht schmeicheln können wie ein anderer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein anderer? Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein anderer? Solltest 20 du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein anderer? Solltest du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, 25 Spitzen und ein Kleid nach polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind über die Straße zu gehen,

daß ein hübscher Mann jung und reich sich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen
5 noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — Aber mein Vater? — Nun nun, Euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse sein — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt,
10 über die Ehre gehe nichts in der Welt — Alte Bedensarten, die nichts heißen wollen — Und mein Beichtvater? — Den seht Ihr nicht mehr, oder wenn Ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es Euch einige Pfund
15 Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle“ die Absolution verweigert hat — Nur weil Ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn Ihr vor ihm in Spitzen erscheint — Spitzen also soll ich haben?
20 — Gewiß und von aller Art! mit brillantenen Ohrgehängen — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so. In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr
25 hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — Zum Ball? — Zum Ball, zur Oper, zur Komödie. — Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun

spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. —
 Was ist das? — Nichts, gar nichts — Ich dächte
 doch — Ein Billet — Und für wen? — Für Euch,
 wenn Ihr ein bißchen neugierig seid. — Neugierig? ich
 bin es gar sehr, laßt sehn — Sie ließt. — Eine Zu- 5
 sammenkunft? Das geht nicht — Wenn Ihr in die
 Messe geht — Mama begleitet mich immer. Aber
 wenn er ein bißchen früh käme. Ich stehe immer zu-
 erst auf und bin von allen zuerst im Comptoir. — Er
 kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen 10
 Licht und Dunkel, verschwindet die Kleine, man bezahlt
 mir meine zwei tausend Thaler. Und ein solch Talent
 besitzest du eben so gut und dir fehlt's an Brot?
 Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte
 ich mich eines Hausens Schelme, die mir nicht an 15
 den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich
 ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammt
 bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem
 Schnabelkopfe, sie haben Aristoteles und Plato am
 Finger. Und was waren sie früher? die elendesten 20
 Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf
 einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den
 Geist subtil und fähig zu allem. Aber diese glück-
 lichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange:
 denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen 25
 können. Dem sei wie ihm wolle, dieß ist der Text
 zu meinen östern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie
 nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß

ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen. Es wäre fast eben so gut nicht geboren zu sein.

5 (Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich
10 litt. Ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in
15 mir vorging, und fragte:)'Was habt Ihr?

Nichts. Ich.

Er.
Ihr scheint verwirrt.

20 Ich bin es auch. Ich.

Er.
Aber was rathet Ihr mir denn?

25 Ich.
Von etwas anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zustand seid Ihr geboren oder verleitet.

Er.

Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzuſehr zu Herzen gehn; indem ich mich Euch eröfnete, war es meine Abſicht nicht Euch weh zu thun. Ich habe mir bei dieſen Leuten etwas geſpart. 5

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſo viel zulegte. . . .

Hier findet ſich im Manuſcript eine Lücke. Die Scene iſt verändert und die Sprechenden ſind in einſ der Hänſer bei dem Palais 10 Royal gegangen.

(Da ſing er an die Stirne ſich mit der Fauſt zu ſchlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzuſehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache iſt richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, 15 die Zeit iſt vergangen, und das iſt ſo viel gewonnen.

Ich.

Verloren wollt Ihr ſagen.

Er.

Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird 20 man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr iſt ganz einſ. Der Hauptpunct im Leben iſt doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachſtuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das iſt das große Reſultat des Lebens in allen Ständen. 25 Im letzten Augenblick hat einer ſo viel als der andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Banquerottmachen ſieben und zwanzig Millionen in Gold

zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinterher; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, ist immer faulen.

10 Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder, oder niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an, sie war strack wie ein Teufel, diese zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer,

15 unbiegsamer als die an einem Drehsellersrad gedient haben. Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden.

(Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt, er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich.

25 Nehmt Euch in Acht, Ihr thut Euch Schaden.

Er.

Fürchtet nichts, das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon anders anzurathen ge-

geben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspriegen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

(Sogleich nimmt er die Stellung eines Violin- 5
spielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite 10
und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu sein, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Con- 15
cert spirituel Ferrari, oder Chiabran, oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache an demjenigen nur die 20
Marter zu schauen, der bemüht ist uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß. 25

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der

Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er.
 5 Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich.

10 Vortrefflich!

Er.

Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern.

(Als bald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich
 15 vor's Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er.

Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall,
 20 den man gibt, ohne zu wissen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich.

Ich habe so wenig Bekanntschaft und Ihr ermüdet
 25 Euch ganz umsonst.

Er.

Ich ermüde niemals.

(Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte: denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt, so ließ ich ihn eben gewähren. Da sieht er nun vor dem Claviere mit gebogenen Knien, das Gesicht gegen die Decke gewendet, man hätte ge- 5 glaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun sang er, präladirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im 10 Saß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde 15 ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhrten. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt 20 hätte, sich ärgerte das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlief:) Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit über- 25 flüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind

eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch heraus-
zuziehen.

Ich.

Ihr habt Euch viel Mühe gegeben mir zu zeigen,
5 daß Ihr sehr geschickt seid. Ich war der Mann Euch
auf's Wort zu glauben.

Er.

Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk
betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr
10 als nöthig: denn ist man denn in diesem Lande ver-
bunden das zu wissen, was man lehrt?

Ich.

Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er.

15 Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr
Philosoph, die Hand auf's Gewissen, redlich gesprochen,
es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gesüfftert wart
wie jetzt.

Ich.

20 Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er.

Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr
in's Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch? in —

Ich.

25 Laßt das gut sein. Ja! ich erinnere mich.

Er.

Im Überrock von grauem Müsch.

Ich.

Ja doch!

Er.

Berschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarz wollenen Strümpfen, hinten mit 5 weißen Faden geflickt.

Ich.

Ja doch, ja! Alles wie's Euch gefällt.

Er.

Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer? 10

Ich.

Eine sehr traurige Gestalt.

Er.

Und von da ging's über's Pflaster.

Ich.

15

Ganz recht.

Er.

Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich.

Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, 20 dahin wolltet Ihr?

Er.

Getroffen!

Ich.

Ich lernte, indem ich andre unterrichtete, und ich 25 habe einige gute Schüler gezogen.

Er.

Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seid —

5

Ich.

Nicht so gar stattlich.

Er.

Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich.

10

Sehr wenig.

Er.

Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich.

Noch nicht: denn ihre Mutter besorgt die Erziehung.

15

Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er.

Frieden im Hause, bei'm Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man sein. Ich hatte eine Frau, Gott sei ihrer Seele
20 gnädig! aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, sehte ich mich auch auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: es werde Licht, und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen
25 erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

Das thut nichts zur Sache.

Er.

Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

In's Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie ⁵ haben wird.

Er.

Bei Gott! so ist doch nichts störriger als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorjamt hätte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht ¹⁰ erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich.

Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er.

15

Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich.

Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium ²⁰ einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er.

Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich.

25

Bernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltne Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er.

Mit Gurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, coquett sein.

Ich.

5 Keineswegß! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele, und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren
10 wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er.

Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben wie die andern, wenn sie nur
15 hübsch, unterhaltend und coquett ist. Wie, keinen Tanz?

Ich.

Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft
20 darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er.

Keinen Gesang?

Ich.

Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

25

Er.

Keine Musik?

Jch.

Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er.

5

Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Jch.

Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichen und viel Moral.

10

Er.

Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt wie die unsrige sind. Was sage ich unnütz, vielleicht gefährlich. — Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Jch.

Ganz gewiß.

Er.

Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Können, lieber Herr, Können. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

25

Jch.

Und warum?

Er.

Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen sein, um die Anfangsgründe wohl zu be-
 5 sigen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund
 Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer
 10 Wissenschaften, ob er zu gut sei, die Elemente zu lehren. Nach dreißig oder vierzig Jahren Übung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich.

15 O Narr! Erz Narr! rief ich aus, wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er.

Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein
 20 Zufall hinein, so bleiben sie drinnen. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andre herkommt, wohin diese oder jene geordnet sein will, welche vorausgehn oder folgen
 25 soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode? woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft sein würde, ein Tropfen Wasser mit einer

Stecknadelspiße aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich.

Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut sein. Ihr unterweist, 10 sagt Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er.

Ja.

Ich.

Und wußtet gar nichts davon?

15

Er.

Nein, bei Gott! und deswegen waren jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir 20 zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich.

Wie machtet Ihr das aber?

25

Er.

Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. — Was das Wetter schlecht ist! wie

das Pflaster ermüdet! — Dann kam es an einige Neuigkeiten. — Mademoiselle Le Mierre sollte eine Bestalin in der neuen Oper machen, sie ist aber zum zweitenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie
 5 dupliren wird. Mademoiselle Arnould hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man jagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdeffen hat sich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montamy entschädigt. Im
 letzten Liebhaber-Concert war eine Italiänerin, die wie
 10 ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltner Körper, der Prévile. Man muß ihn in dem galanten Mercur sehen. Die Stelle des Räthsels ist unbezahlbar. Die arme Dumesnil weiß nicht mehr was sie sagt, noch was sie thut . . . Frisch, Mademoiselle, Ihr Noten-
 15 buch! — Und indem Mademoiselle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle . . . wie
 20 heißt sie doch? einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so mancher unterhalten hatte — Geht, Rameau, das ist nicht möglich — Genug, man jagt, die Sache ist gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist.
 25 Desto besser — Warum desto besser? — Da gibt er uns gewiß wieder was Rechtliches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage ehe er stirbt . . . Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges

Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war: denn wir sind alle große Klätcher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er ist doch immer allerliebft. Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ⁵ ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerfaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind an's Clavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. — Nun, das ¹⁰ geht so übel nicht (jagt die Mutter), man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn ¹⁵ Ihr wieder da seid, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol. ²⁰

— Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich steh' nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es sein. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts was er Euch jagt, kommt nicht vorwärts. ²⁵

— Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und jagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte,

wenn sie ein wenig studirte: aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Gurer Stelle hielt' ich sie ein ganzes Jahr an Einem Stücke fest — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle
 5 Schwierigkeiten hinaus ist, und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seid zu gut. Das ist von der Lektion das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging
 10 die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche, und die Mutter jagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre,
 15 würde er applaudiren. — Ich schwakte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lektion in der Begleitung.

Jch.

20 Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er.

Bei Gott! das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und
 25 wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort sein, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei

einer schönen Marquise, und von da gibt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, Rue neuve des petits champs.

Jch.

Und indeffen erwartet man Euch nirgends. 5

Er.

Das ist wahr!

Jch.

Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Künste? 10

Er.

Niederträchtig? und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß, und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen gibt, wie eine allgemeine Grammatik, so gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helf' mir doch! — 25

Jch.

Idiotismen.

Er.

Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewiffen, die ich gar zu gern Handwerks=Idiotismen nennen möchte.

5

Ich.

Richtig! Fontenelle fpricht gut, fchreibt gut, und fein Stil wimmelt von franzöfifchen Idiotismen.

Er.

Und der Fürft, der Miniſter, der Financier, die
 10 Magiſtratsperſon, der Soldat, der Gelehrte, der
 Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Ban-
 quier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanz-
 meiſter find jehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich
 ihr Betragen auf mehreren Puncten von dem all-
 15 gemeinen Gewiffen entfernt und voll moralifcher
 Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen
 der Dinge, je mehr gibt's Idiotismen. Je unglücklicher
 die Zeiten find, um fo viel vermehren ſich die Idio-
 tiſmen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Hand-
 20 werk werth, und wechſelſeitig am Ende was das
 Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht
 man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend
 zu machen.

Ich.

25 So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeſchlechte
 nur ſagen, ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben,
 oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Gr.

Gut! die gibt's nicht. Aber dagegen gibt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, 5 ernst, oder was auf eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die Einzigen, die reich werden und die man schätzt.

Jch.

10

Der Idiotismen willen.

Gr.

Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotism fast aller Stände: denn es gibt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allge- 15 meine Thorheiten gibt; genug ein allgemeiner Idiotism ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist's zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Aus- nahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben 20 nachgeben muß, eine Art Credit, nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: guter Ruf ist goldnen Gürtel werth. Indessen nicht immer hat der einen goldnen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß, wer den gold- 25 nen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel

haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache und zwar durch das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut, das ist die allgemeine
 5 Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich.

Und Euren Unterricht gebt Ihr gut?

10

Er.

Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Doktors hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so
 15 gut als ein anderer.

Ich.

Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er.

Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den
 20 andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäkler. Ich und viele andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute
 25 Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen einer den andern, ohne daß

das Geſetz ſich drein miſche. Die Deſchamps ſonſt, wie
 jekt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann;
 die Modehändlerin, der Juwelenhändler, der Tape-
 zierer, die Wäſcherin, der Gauner, das Kammermäd-
 chen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann 5
 an der Deſchamps, und indeſſen iſt's nur der Unfähige,
 der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt
 zu haben, und das geſchieht ihm Recht, und daran
 ſieht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen
 Gewiſſen, alle dieſe moraliſchen Idiotismen, über die 10
 man ſo viel Lärm macht, und ſie Schelmſtreiche nennt,
 gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur
 darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich.

Den Guern bewundre ich.

15

Er.

Und denn das Glend! Die Stimme des Gewiſſens
 und der Ehre iſt ſehr ſchwach, wenn die Eingeweide
 ſchreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß
 ich eben auch wiedererſtatten, und ich bin feſt ent- 20
 ſchloſſen wiederzuerſtatten, auf alle mögliche Weiſe,
 durch die Tafel, durch's Spiel, den Wein und die
 Weiber.

Ich.

Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

25

Er.

Mir ahnet auch ſo was.

Jch.

Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er.

5 Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler, der insolenteste Schuft wollt' ich sein, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir Leids gethan, und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstatteten. Ich mag
 10 gern befehlen und befohlen werd' ich. Ich will gelobt sein und man wird mich loben. Das sämtliche Klatschpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frißch, ihr Schurken, man unterhalte mich, und man
 15 wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute, und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Märchen erfinden, an allerlei
 20 Schiefheiten und Pastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sein. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sei; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sei; d'Alembert verweisen wir
 25 in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen wie Ihr über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltjamkeit durch

die Noth geboten wird. Und was die Muſik be-
trifft — hernach wollen wir erſt Muſik machen!

Jch.

An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem
Reichthum zu machen gedenkt, ſehe ich, wie ſehr es ⁵
Schade iſt, daß Ihr ein Bettler ſeid. Ihr würdet,
merkt' ich, auf eine für das Menſchengeſchlecht ſehr
ehrenvolle Weiſe leben, auf eine Guern Mitbürgern,
Euch ſelbſt höchſt rühmliche Weiſe.

Er.

10

Ihr ſpottet wohl gar, Herr Philoſoph, und wißt
nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß
ich in dieſem Augenblick den beträchtlichſten Theil der
Stadt und des Hofes vorſtelle. Unſre Reichen aller
Stände haben ſich daſſelbe geſagt oder haben ſich's ¹⁵
nicht geſagt, daſſelbe was ich Euch ſoeben vertraute.
So viel iſt aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer
Stelle führen würde, iſt ganz genau ihr Leben. So
ſeid ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieſelbige Ehre
ſei für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure ²⁰
Art von Ehre verlangt eine gewiſſe romanenhafte Wen-
dung des Geiſtes, die wir nicht haben, eine ſonderbare
Seele, einen eigenen Geſchmack. Dieſe Grillen verziert
ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philo-
ſophie; aber die Tugend, die Philoſophie, ſind ſie denn ²⁵
für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will;
aber denkt Euch, die Welt wäre weiſe und philo-
ſophiſch geſinnt, geſteht nur, verteuſelt traurig würde

sie sein. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

5 Ich.

Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er.

Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

10 Ich.

Seinen Freunden zu dienen?

Er.

Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in undankbare ver-
 15 wandeln? Beseh't's genau, und Ihr werdet finden, fast immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich.

20 Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er.

Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten
 25 erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die

Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Jch.

Um die Erziehung seiner Kinder besorgt sein? 5

Er.

Eitelkeit! das ist die Sache des Lehrers.

Jch.

Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann 10 gestraft?

Er.

Jch doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Jch.

15

Aber wenn sie sich in's liederliche Leben, in's Laster stürzen?

Er.

Das ist standsmäßig.

Jch.

20

Wenn sie sich entehren?

Er.

Man mag sich stellen wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Jch.

25

Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er.

Desto schlimmer für sie.

Ich.

Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen
Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr
auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

5

Er.

Verzeiht, es ist manchmal schwer Geld zu finden,
und drum ist es klug sich von weitem vorzusehn.

Ich.

Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig be-
10 kümmern?

Er.

Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen
gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun,
was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen was Ihr
15 wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig
sein, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerbe
dächte.

Ich.

Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für
20 mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er.

Für mich gleichfalls.

Ich.

Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitver-
25 treib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er.

Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich.

Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er.

Glaubt's nicht. Sie sind immer außer Athem. 5

Ich.

Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er.

Desto besser. Das Bedürfniß ist immer be- 10
schwerlich.

Ich.

Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Überfluß das Leben nähme, würde ihnen 15 einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein 20 Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollüst aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, 25 selbst ein ausgelassener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen

geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit
5 meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Ummarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe was ich besitze. Mahomet ist ein
10 vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Galas wiederhergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem ältesten
15 zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborener, ein verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was
20 thut nun dieser Nachgeborene, der in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe, er eilt seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet
25 seine Schwestern. Ach mein lieber Rameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt

sich das Herz vor Freude und das Vergnügen verfehlt mir die Stimme.

Er.

Ihr seid wunderliche Wesen!

Ich.

5

Ihr seid bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schickjal erheben kann, und daß es unmöglich ist unglücklich zu sein unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er.

10

Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte: denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen sein?

Ich.

15

Um glücklich zu sein, gewiß!

Er.

Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu sein.

20

Ich.

Das scheint Euch nur so.

Er.

Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte.

25

Ich.

Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht immer
hattet; weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man
sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig
5 von Knechtschaft zu sein.

Er.

Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist
wenigstens die bequemste.

Ich.

10 Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er.

Aber die passendste für meinen Charakter eines
Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich.

15 Vollkommen.

Er.

Und eben weil ich mein Glück machen kann durch
Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit
erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit
20 den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach
dem Geschmack meiner Beschüßer sind, überein-
stimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen,
als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis
Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderbarlich,
25 wenn ich mich wie eine verdamnte Seele quälte, um
mich zu verrenken, um mich anders zu machen als
ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden,
die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich

nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel 5 beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so 10 hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich sein, ungezwungen, neckisch, 15 närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht: die Thorheit, 20 das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich sein. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu sein. Es gibt ihrer ohnehin von allen Farben, 25 ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut auf's Ohr drückt, die Nase in die Höhe

trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern scheint,
5 was thut er? Alles was er kann, um sich zu überreden, daß er herzlich ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Curigen, zeigt ihm Curen Stock, oder gebt
10 ihm einen Tritt in S—u. Ganz erstaunt sich so feig zu finden wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei: denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine langgewohnte
15 Nachäffung muthvollen Betragens hatte er sich selbst überzeugt. Er machte so lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben.

Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit ge-
20 senkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt; brennt ihr Herz deshalb weniger? entweichen ihr nicht Senfzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und
25 wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltjam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt um einer Gebieterin Hülfe

zu leisten, die gefährlich krank scheint? O! gute Justine, lege dich wieder zu Bette, dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßig- 5 gang zu verachten, zu catonifiren, was wäre er? ein Heuchler. Rameau sei was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüstchen Brot allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. 10 Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich.

Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es ist, und seid nicht einmal im Stande es kennen zu 15 lernen.

Er.

Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue. 20

Ich.

So rath' ich Euch denn, ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. 25

Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein wenig zuwider ist?

Jch.

Welche Sonderbarkeit!

Er.

Jch finde nichts Sonderbares daran. Jch will
5 mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will
von meiner Würde heruntersteigen . . . Ihr lacht?

Jch.

Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er.

10 Jeder hat die feinige. Jch will die meine ver-
gessen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Be-
fehl. Sollte man mir sagen: kriech, und ich müßt
kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir
wandern beide so fort, wenn man uns gehn läßt;
15 aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz
tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten und
ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen
Begriff von dem conjußen Zustande, von dem die Rede
ist. Denkt Euch eine melancholische verdrießliche Figur,
20 von Grillen aufgefreffen, den weiten Schlafrock zwei-
oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich
selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum
zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist
auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit
25 Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide,
und die noch neckischen Sprünge meines Wizes. Denn
unter uns, der Père Noel, der häßliche Benedictiner.

so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhaus-
 erhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? 5
 Lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrentungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypo-
 choulder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine un- 10
 bewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das 15
 Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Affereien sei'n verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muscularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich. 20

(Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:)

Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht, das muß mit Feinheit behandelt werden! — Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens 25

und Abends, am Puktsich, bei Tafel, bei'm Kaffe, bei'm Spiel, im Theater, bei'm Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen
 5 hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron.

Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sei hübsch, weil sie es
 10 noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist böshafter, eingebildeter, dümmer
 15 als eine Gans; item sie will Wiß haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ- und Füßen Beifall geben, vor
 20 Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach was ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? ohne Studium einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das gränzt an's
 25 Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den

andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Bliß gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Glende, der zwei-⁵ oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte bejähntigen kann. Was soll man aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinfinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Vor-¹⁰ borygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich.

Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er.

Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie¹⁵ es die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser. Denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungrier und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.²⁰

(Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten, und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)²⁵

Ich.

Aber wozu soll das Talent?

Er.

Kathet Ihr's nicht?

Ich.

Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

5

Er.

Laßt einmal den Streit im Gang sein, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig wie Mademoiselle behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von unsern
 10 schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdrück ist genialisch . . . Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Urtheils-
 15 kraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der
 20 Festigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn alle zusammen reden: so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann
 25 schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln be-

gleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen beſitze ich. Bald bring' ich die Naſe, den Mund, die Stirne, die Augen mit in's Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achſeln auf- und abzuzucken, die Finger auszurecken, 5 den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen, und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſieht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, ſeht her!

Ich.

Das iſt wahr, es iſt einzig.

Er.

15

Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich.

Nein! man muß geſtehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und ſich zu erniedrigen ſo weit als 20 möglich getrieben.

Er.

Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, alle ſo viel ihrer ſind, dahin gelangen ſie nicht. Der beſte unter ihnen, z. E. Paliffot, wird höchstens ein guter Schüler 25 bleiben. Aber wenn eine ſolche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man eini- ges Vergnügen findet ſich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken

macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern
 5 erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von
 10 Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen, das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich.

Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er.

15 Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernste, Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfang, einen kleinen Hund von sich ab- und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich.

20 Mir ist's nicht bekannt.

Er.

Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr
 25 habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame

Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn? 5

Jch.

Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er.

Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag ¹⁰ auf die Achsel gab, denn er ist zudringlich), hört und bewundert. Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das falteureiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen ¹⁵ Hund, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei drei Tagen von Morgens bis ²⁰ Abends fortgesetzter Übung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seid ein Ungläubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Jch.

25

Dessen ungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er.

Nein, nein, wendet Euch an's Straßenpflaster, das wird Euch solche Dinge erzählen, und benützt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß als ich.

Ich.

Ihr habt Recht.

Er.

Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es gibt Ludwigskreuze, die das Brot nicht haben, was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man sich um's Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth, man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich.

Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genies habt Ihr denn nichts erfunden?

Er.

Verzeiht! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein

eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sei, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, 5 ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken, verachtete. Ich habe zehn Mittel mir sie entreißen zu 10 lassen, und unter diesen Mitteln gibt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube man 15 würde mir wohl Genie zugestehn.

Ich.

Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er.

20

Ich zweifle nicht.

Ich.

An Eurer Stelle würd' ich das alles auf's Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten! 25

Er.

Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer An-

weisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsar, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder den Cardinal und seinen Secretär
 5 den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat Bouret's Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sei?

10 Ich.

Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens, oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten —

15 Er.

Ich will darauf denken. Besser ist's große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man
 20 sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen
 25 sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magrer, zugestuzter, studirter, schwerfälliger ist

als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knäuel von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knäuel nimmt ein wenig zu, aber was thut's, haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel, freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist; doch auch nicht so linksch, wie man sagt. Aber was die Empfindung betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Jch.

Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

10

Er.

Das Übel ist, daß die Teufels-Empfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respect entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl und Würde Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seid. Nicht wahr?

25

Jch.

Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder böshafter Weise redet. Ich bin ein

gerader Mann, seid so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite.

Er.

So sprechen wir von der kleinen Hus, von der
 5 Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen
 Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch
 für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm.
 Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter
 Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten vor-
 10 bringen.

Ich.

Und wie entschließt man sich sie zu sagen?

Er.

Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und
 15 nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich.

Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er.

Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch
 20 scheinen mag, jene sind mehr gewohnt dergleichen zu
 hören, als wir es zu sagen.

Ich.

Ist denn einer, der sich untersteht Eurer Meinung
 zu sein?

25

Er.

Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die
 Sprache der ganzen Gesellschaft.

Jch.

Die muß also aus Taugenichtjen und aus Dummköpfen bestehen.

Er.

Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur Einer ⁵ darunter und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Jch.

Wie dürrt Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind ent- ¹⁰ schieden.

Er.

Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben ¹⁵ wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahres Aussehen.

Jch.

Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal ²⁰ aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt sein von solchen, die verlegen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er.

Jch? Keinesweges. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter ²⁵

frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu sein, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu sein. Ich sage die Sachen, wie sie mir in's Maul kommen, vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

10 Ich.

Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er.

15 Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut, das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste ausgesuchteste Gesellschaft, es ist eine Schule der
20 Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zares, Bret nach dem Faux Généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht ließt, alle ausgepissenen
25 Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmaroher, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe als wackerer Anführer eines fürcht samen Haufens. Das

erstmal, wenn sie sich zeigen, muntre ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Montfaucon und Wilmoren; dann gibt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemand sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquien, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels, Die Philosophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers habe ich selbst geliefert, nach Anlaß der Noctentheologie, und Ihr seid nicht mehr geschont als ein anderer.

Ich.

25

Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Übels von geschickten und ehrlichen Leuten

sprechen, sich einfallen lassen von mir Gutes zu reden.

Er.

Wir sind viele und jeder muß seine Beche bezahlen.
 5 Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich.

Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brot.

10 Er.

Ich sagte es Euch schon: wir sind ohne Consequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler
 15 Battenex. Der dicke Abbé ist nur böshaft vor Tafel, nach dem Kaffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsockel gestemmt, da schläft er ein wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltjam, dann gähnt er, dehnt sich,
 20 reißt die Augen, und sagt: Nun, nun, was gibt's? — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehn wir uns, Geist sagt Ihr, vom Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste — Nicht das Mindeste
 25 — Nein . . . Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. — Der Geschmack,

sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . fürwahr ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab, er wußt' es selbst nicht.

Manchmal haben wir Freund Robbé, der tiicht uns seine cynischen Märchen auf von convulsionären 5 Wundern, wovon er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen. Er hat das Ansehen eines Befessenen. Alle schreien um ihn her: das 10 heißt doch ein Poet! . . . Unter uns, diese Poesie ist nichts, als ein Charivari von allerlei confusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinself Gesicht von plattem und dummem Ansehen, 15 der aber Verstand wie ein Teufel hat und böshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Nasenstüßern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre 20 Erfahrung hätte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu sein und das Ansehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, andern 25 zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dieß ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und

ich habe fast niemand gefunden, der nicht hinein-
getappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Be-
merkungen dieses Narren über Menschen und Cha-
5 raktere und gab es ihm zu verstehen. — Aus der
schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich
Vorthail ziehen wie aus der Niederlichkeit. Hier ent-
schädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des
Verlustes der Unschuld, in der Gesellschaft der Bösen,
10 wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie
kennen. — Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig
gelesen.

Jch.

Was habt Ihr gelesen?

15

Er.

Gelesen habe ich und lese und unaufhörlich
lese ich wieder Theophrast, La Bruyère und Mo-
lière.

Jch.

20

Das sind vortreffliche Bücher.

Er.

Sie sind viel besser als man denkt, aber wer ver-
steht sie zu lesen?

Jch.

25

Jedermann, nach dem Maß seines Geistes.

Er.

Fast niemand. Könnst Ihr mir sagen, was man
darin sucht?

Jch.

Unterhaltung und Unterricht.

Er.

Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an. 5

Jch.

Die Kenntniß feiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Lafters.

Er.

Jch aber lerne daraus alles was man thun soll ¹⁰ und alles was man nicht fagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, fo fage ich mir, fei geizig wenn du willst, nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden. Lese ich den Tartuffe, fo fage ich mir, fei ein Heuchler wenn du willst, aber fprich nicht wie ein ¹⁵ Heuchler. Behalte die Laster, die dir nützlich find, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Äußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Äußerungen zu bewahren, mußst du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vor- ²⁰ trefflich geschildert. Ich bleibe was ich bin, aber ich handle und rede wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die ²⁵ Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser insolent zu sein, als so ans-

zusehn. Ein insolenter Charakter verlegt nur manchmal, ein insolentes Ansehen verlegt immer. Übrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sei. Ich habe hier kein andres
 5 Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was andre aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren
 10 Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. Dann erinnre ich mich an
 15 alles, was andre gesagt haben, an alles, was ich gelesen habe, und dann füg' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Jch.

20 Ihr habt wohl gethan mir diese Geheimnisse zu eröffnen, sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widerspricht Euch selber.

Er.

Ich widerspreche mir nicht: denn für Einen Fall, 25 wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, gibt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es gibt keine bess're Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich be-

titelsten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weifen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und mehrerer andern, Curer vielleicht in diefem Augenblick, vielleicht feid Ihr der meine. Wer weife wäre, hätte keine Narren, wer ⁵ einen Narren hat, ift nicht weife, und ift er nicht weife, fo ift er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr feines Narren. Übrigens bedenkt, daß in einer fo veränderlichen Sache, wie die Sitten find, nichts abfolut, wefentlich und allgemein wahr ¹⁰ oder falſch ift, außer daß man fei was unfer Vortheil gebietet, gut oder böfe, weife oder närrifch, anftändig oder lächerlich, ehrbar oder lafterhaft. Wenn zufälligerweife die Tugend zum Glück geführt hätte, fo wäre ich tugendhaft gewesen, oder hätte die Tugend ¹⁵ geheuchelt wie ein anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lafterhaft, fo hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lafterhaft fage, fo rede ich nur Eure Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, ²⁰ fo wäre wohl möglich, Ihr hießet Lafter was ich Tugend nenne, und was ich Lafter nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der komifchen Oper, ihre Schaufpieler und Schaufpielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, alles Leute ²⁵ von Geſchick und vorzüglichen Verdienften.

Uch ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-Coureur, les Petites Affiches, l'Année litté-

raire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Jch.

Die Année littéraire, der Observateur littéraire?

5 Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er.

Das ist wahr, aber alle Bettler veröhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blät-
 10 ter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Wucherer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum erstenmal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens.
 15 Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein vier und zwanzig Sousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen
 20 geneigt erscheint, und kommt Abends doch wohl selbst eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander, der
 25 Gläubiger wollte bezahlt sein, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf ohne durch jenes Hände gegangen zu sein.

Es wird aufgetragen, man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn oben an zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. — Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller⁵ herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armem plattem Schuft Cures=¹⁰ gleichen, che siedo sempre come un maestro e—o fra duoi e—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Ver=¹⁵ gleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle die neben ihm zur Rechten und Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts²⁰ bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. — Rameau, Ihr seid ein impertinenter Bursche — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen — Ein Schuft — Wie ein anderer — Ein Bettler — Wäre ich sonst hier? — Ich werde²⁵ Euch hinauswerfen lassen — Nach Tisch werde ich von selbst gehen — Das rath' ich Euch . . . Man speiste und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich

gut gegessen und reichlich getrunken hatte: denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger gewesen, Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrukt habe, jetzt entschloß ich mich und schickte mich
5 an zum Weggehen: denn ich hatte doch in Gegenwart von so vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde
10 sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, jemand würde als Mittelsperson auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterr und
15 schwärzer als Apollo bei'm Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mücke noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber Mademoiselle was
20 gibt's denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . .
— Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud,
25 daß er mich aufnahm, und mit mir so viele schöne Wesen als ich bin — Frisch, kleiner Rameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich

alles geben — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé: Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich, nicht wahr? — und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt, nun mußte 5 ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr . . . — Schon zu lange ist er mir beschwerlich, ich will nichts mehr von ihm wissen — 10 Man ist erzürnt — Ja sehr erzürnt — Das soll nicht mehr begegnen — Bei'm ersten Schuß . . . — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammhandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht 15 recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände gibt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott 20 verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich 25 muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir

Trug einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sei.

Ich.

5 Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seid, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie, für Einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

10 Er.

Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art,
 15 ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein uner schöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie
 20 ein ganzes Tollhaus.

Ich.

Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er.

25 Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sei im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser

Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sei eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde — Und wer denn? wenn's beliebt — 5
 Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen — Sie! 10
 — Ja sie, versteht' ich ein wenig beschämt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal wie man mir in's Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen 15
 oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein 20
 Tropf, ein dummer schwerfälliger Bursche zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer giug's noch, wenn's zur Auf-
 führung kam, und ich unererschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, 25
 man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen

von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . . Niemand weiß, was
 5 dazu bestimmen kann, man glaubt es sei Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich.

Und selbst die Übertretung der bürgerlichen Ge-
 10 setze.

Er.

Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: O es ist Rameau . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes
 15 Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegenfinn aus.

Ich.

Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er.

20 Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Nichtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen, oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei
 25 meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Stuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir albernere Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht

weniger die Nagen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tazze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reiß' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle 5
Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalb man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst 10
mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel des Familiarität, der Bequemlichkeit, ich 15
predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm, ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Märchen. 20

Ich.

Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Es ist wenigstens unanständig seine Wohlthäter lächerlich machen. 25

Er.

Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben den Begünstigten zu erniedrigen?

5

Ich.

Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er.

10

Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Noth schleißt? Entschließt man sich mit Leuten zu leben wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Luddank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Übereinkunft, daß man uns Gutes thun wird und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Übereinkunft, besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei?

25

Was erhebt Le Brun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenos, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Palissot hat Spottreime

machen müssen und Le Brun hat Unrecht. Poinfinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürdet. Palissot hat Poinfineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Le Brun gemacht hat, und Poinfinet hat Unrecht. Der kleine 5
 Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen sie zu verlieren. Palissot hat seine 10
 Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann auf's Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich curiren zu lassen, sich zu 15
 nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeiten befleckt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner 20
 Gesellen bemächtigt, der weder Treue, noch Geseß, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der ge-
 fährlichsten Schelmen dargestellt hat; eine Unklugheit, 25
 wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Palissot, es ist Helvetius der Unrecht hat. Wenn man einen

jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit die Hand durch's Gitter, zum Tiger oder Panther hineinstreckt, und der Burſche ſeinen Arm in dem
5 Kachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für den, der ihn nicht kennt, oder vergißt.

Wie viele Menſchen laſſen ſich nicht durch dieſen
10 allgemeinen und heiligen Vertrag entſchuldigen, die man der Boſheit anklagt, indeſſen daß man nur ſich der Dummheit auflegen ſollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her ſolches Volk verſammelt, das man in Eurer Sprache Eſpèces
15 nennt. Wenn dieſe Eſpecen Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, ſo thun die Rechtlichen was ſie ſollen und die Eſpecen auch. Ihr habt Unrecht ſie aufzunehmen. Lebte Bertinus
20 ruhig und ſtill mit ſeiner Geliebten, hätten ſie ſich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntſchaften erworben, hätten ſie um ſich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten ſie einer kleinen erſeienen und er-
25 leuchteten Geſellſchaft die Stunden aufbewahrt, die ſie der Süßigkeit zuſammen zu ſein, ſich zu lieben und ſich's im Stillen zu jagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder ſchlimme Mährchen

auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienen. Sie sind wegen ihrer Unflugheit gestrafft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Vertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist 5 bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Montsjauges und Vertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Athernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn 10 wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, wegwerfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn 15 die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es gibt zwei Generalprocuratoren, einer der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre. Diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entweichen. Überlaßt 20 Euch der Niederlichkeit, Ihr werdet wasserjüchtig. Seid Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungenjüchtig. Öffnet Eure Thüre dem Lumpengefindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepiffen und verachtet sein. Das Kürzeste ist, sich diesen 25 billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbeß're sich oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Jch.

Ihr habt Recht.

Er.

Übrigens was die bösen Mährchen betrifft, ich
5 erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Um-
trägers. Sie sagen vor einiger Zeit — —

(Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern
ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und
infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren
10 Gipfel.)

Jch.

Ihr seid ein Polisson. Laßt uns von was anderm
reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage
auf den Lippen.

15

Er.

Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Jch.

Weil ich fürchtete zudringlich zu sein.

Er.

20

Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich
nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Jch.

Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter
halte?

25

Er.

Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr
verworfenes Wesen, ich bin es auch in den meinigen;
aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen

Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seid beständiger in Eurer Verachtung.

Jch.

Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

5

Er.

Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Überrest bekannte.

Jch.

10

Und wie das, wenn's beliebt?

Er.

Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu sein, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Jch.

20

Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr böseartig von Natur, oder durch Bemühung seid, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

25

Er.

Ihr mögt Recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug vollkommnere

Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

5 Ich.

Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er.

Nein!

Ich.

10 Also Palissot?

Er.

Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich.

15 Und wer kann wohl werth sein, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er.

Der Renegat von Avignon.

Ich.

20 Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann sein.

Er.

Das ist er auch.

Ich.

25 Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er.

Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater

der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Jch.

Bei einem Juden.

Er.

5

Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsre Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft sein zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem 15 Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein 20 bess'rer Freund in allen Stämmen Israels zu finden sei . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte 25 das Project zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Jch.

Jch erlasse Euch Eure Betrachtungen, fährt in der Geschichte fort.

Er.

5 Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Jch.

10 Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er.

Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu, auf was sinnt Ihr?

15

Jch.

Jch sinne über die Ungleichheit Eures Tous. - Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er.

Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit
 20 haben? . . . Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd — Was habt Ihr? — Wir sind verloren — Verloren und wie? — Verloren, sage ich, verloren
 25 ohne Rettung — Erklärt Euch. — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole. — So erholt Euch, jagte der Jude, anstatt ihm zu jagen, du bist ein abgeseimter Spitzbube. Jch

weiß nicht was du für Nachricht bringst; aber du bist ein Spitzbube. Du spielst den Erschrockenen.

Jch.

Und warum sollte der Jude so sagen?

Er.

Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. — Wir sind verloren, verloren ohne Rettung . . . Fühlt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten verloren? . . . Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. — Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet sich der verhasstesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Jch.

Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er.

Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häsher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein auto-da-fé bereitet — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betracht Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Proce-
dur

des Tribunals ist heimlich, aber langsam, benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethete oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen, ja durch einen Dritten, das wird das Beste sein. Wir bringen
5 Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unsres Gewissens gehorchen. Das
10 Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen. . . . Gesagt, gethan. Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages
15 fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl, das ist alles. Denkt
20 Ihr? Ich sehe, Ihr seid der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwiegen, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan ein ehrlicher Mann zu sein: denn Ihr wäret
25 nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter, es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst

feinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Lustfeuerschen mit ihm anstellte, und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben. 5

Jch.

Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entfetzen soll, vor der Berruchttheit des Renegaten oder vor dem Lou, mit dem Ihr davon sprecht. 10

Er.

Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sei, und solltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Taugenichtje setzen, dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus fourbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator! 20

(Und nun führte er einen ganz sonderbaren jugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahnte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumph-

lieb auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand.

Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht
 5 die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen
 10 eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster.
 15 (Er bemerkte es und sagte:)

Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich.

Ein wenig. Aber das geht vorüber.

Er.

20 Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich.

So ist's auch.

(Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen
 25 hatten, indem er pfeisend und singend auf- und nieder- ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:.) Was macht Ihr jetzt?

Er.

Nichts!

Ich.

Das ist sehr ermüdend.

Er.

Ich war schon dumm genug, nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich.

Billigt Ihr denn diese Art?

Er.

Ganz gewiß.

Ich.

Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gefängen?

Er.

Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott dafür stehe ich Euch. Wie ist das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich.

Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er.

Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich.

Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächt-

niß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff, als Ihr und die meisten Euresgleichen wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er.

Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer, durch Kunst erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne, und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Declamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Declamation wie eine Linie ansehen, und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste hereschlingelt. Je mehr diese Declamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto wahrer, desto schöner wird er sein. Und das haben unsre jungen Musiker gar

wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre diable, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: o terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie los zu lassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken gibt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation, das ist vortrefflich. Ich sag' es Euch. Geht! geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: mon coeur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung und sagt mir nachher, welcher Unterschied sei zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: Musices seminarium accentus, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es gibt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter

Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte.
 5 Und glaubt nur alles, was ich Euch da sage, denn es ist wahr.

Ich.

Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

10

Er.

Und diese Bedenklichkeit?

Ich.

Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches,
 15 des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein wenig platt sein.

Er

(sich meinem Ohre nähernd).

Ich wollte nicht, daß man mich hörte: denn hier
 20 sind viele Leute, die mich kennen. Sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halse hänge, so gäbe er mir kein
 25 Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin: tu, tu. tu: tur le tutu und dem sämtlichen Teufelslärm. Alle die anfangen sich darauf zu verstehen, und die das

Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen. Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracollo haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Ehmalß gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen. Jetzt fällt das alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Rebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie sagen, alles gehe verloren, sie seien zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktfänger dulde, so sei die Nationalmusik zum Teufel und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum. Warum wenden sie sich nicht an mich? Duni's Weissagung wird erfüllt werden und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die

Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hesen sind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um italiänische Symphonien zu spielen. Sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocal-

5 musik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl

10 verleiten kann, wie sich der Gesang zur natürlichen Declamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste der

15 etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Gesang und Stimme und durch's Instrument gewöhnen: denn das ist

20 der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Aufzüge, Lagen, Glorien, Triumphs, Victorien behalten? *Va-t'en voir s'ils viennent, Jean.* Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen in musikalischen

25 Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italiänischen oder französischen

Theaters bringen, und sie könnten fortfahren Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, 5 die Ellipsen, die Inversionen der italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, 10 pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie bei'm Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie 15 nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute 20 Leute! So ist's nicht und kann's nicht sein. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtfame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt 25 mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt euch nicht stören. Das Reich der Natur seht sich ganz sachte fest, das

Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist
 5 ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub, und Banz! Baradauz! der Götze liegt am
 10 Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen aus-
 15 gerauchten Schopf, dünkt mich die beste.

Jch.

Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er.

Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich,
 20 wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetwegen. Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen als eine Akademie und alle Duhamels
 25 der Welt.

(Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des Fous, dem Peintre

amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaidouse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus:) Ob das schön ist? bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? — 5
 (Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: gut, er verliert den Kopf und eine 10 neue Scene ist zu erwarten. — Wirklich bricht er auf einmal singend los:) Je suis un pauvre misérable..... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir.... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon âme, mon âme, ma vie! O terre!..... Le voilà, le 15 petit ami! Aspettare e non venire... A Zerbina penserete... Sempre in contrasti con te si sta... (Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italiänische, französische, tragiſche, komische von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Saß stieg er bis in die Hölle, 20 dann zog er die Kehle zusammen und mit einem Tistelton zerriß er die Höhe der Lüste, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines 25 Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Ziererei vor. Nun ist er Priester, König, Tyrann, er droht, befehlt, erzürnt sich, nun ist er Sklave

und gehorcht. Er befänstigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Characters, des Betragens.

Alle die Schachspieler hatten ihre Breter verlassen und sich um ihn versammelt, die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade in's Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli singt.

Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems mahlt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen, an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell um zur Stimme zurückzukehren, eins in's andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So

benächtigte er ſich unſrer Seelen und hielt ſie in der wunderbarſten Lage ſchwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in dieſe Ge- 5 ſühle verſchmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verſchiedenen Inſtrumente nachmachte. Mit aufgeblaſenen ſtrohenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton ſtellte er Hörner und Jagot vor, 10 einen ſchreienden näſelnden Ton ergriff er für das Hautbois, mit unglaublicher Geſchwindigkeit übereilte er ſeine Stimme die Saiten-Inſtrumente darzuſtellen, deren Tönen er ſich auf's genaueſte anzunähern ſuchte, er pfiß die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, 15 ſchrie, ſang mit Gebärden eines Näſelnden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orcheſter, ein ganzes Operntheater, ſich in zwanzig verſchiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines 20 Entzücten, mit blinkenden Augen und ſchäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Utkommen, und der Schweiß, der den Runzeln ſeiner Stirne, der Länge ſeiner Wange folgte, vermischte ſich mit dem Puder 25 ſeiner Haare, rieſelte und beſurchte den Obertheil ſeines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er ſeufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend.

Es war eine Frau, die in Schmerz verſinkt, ein Unglücklicher ſeiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der ſich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne ſich im Schweigen verlieren. Bald Waſſer,
 5 die an einem einſamen und kühlen Orte rieſeln, oder als Gießbäche von Bergen herabſtürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Unkommenden, vermiſcht mit dem Geziſch der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finſterniſſen, es war der
 10 Schatten und das Schweigen, denn jelbſt das Schweigen bezeichnet ſich durch Töne. Er war ganz außer ſich. Erſchöpft von Anſtregung, wie ein Mann der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerſtreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, ſtumpf, erſtaunt.
 15 Nun kehrt er ſeine Blicke um ſich her, wie ein verwirrter Menſch, der den Ort, wo er ſich befindet, wieder zu erkennen ſucht. Er erwartet die Rückkehr ſeiner Kräfte, ſeines Bewußtſeins, er trocknet maſchinenmäßig ſein Geſicht. Gleich einem, der bei'm Erwachen
 20 ſein Bett von einer großen Menge Perſonen umgeben fände, ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſein deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick:) Nun, meine Herren, was gibt's, was lacht Ihr? was erſtaunt Ihr? was gibt's denn? . . .
 25 (Dann ſetzte er hinzu:) Das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Gefänge des Lulli. Die Scene j'attendrai mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern. Ich jordre jeder-

mann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester- und Opferzüge. Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que les ténèbres.... Dieux du Tartare, Dieu de l'oubli....⁵
 (Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne gewaltjam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wir steckten unsre Finger in die Ohren. Er sagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten¹⁰ und drei Könige sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik sehen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch geboren werden, aber sie kommen schon noch dazu, hören sie nur genug den Pergolese, den Sachsen,¹⁵ Terradeglias, Traetta und andre, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu.

Jch.

Und wie? Hätten Quinault, La Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?²⁰

Er.

Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander, in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber²⁵ um zu wissen, wie leer das von Hülfsmitteln für unsre Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen,

laßt Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts ist drinn, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Eben so gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt sein, die Phrase muß kurz sein, der Sinn abgeschnitten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die französische lyrische Poesie viel schwerer, als in Sprachen welche Umtwendungen zulassen und von selbst diese Bequemlichkeiten darbieten . . . Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose . . . Ah! je languis, je meurs . . . Un feu secret s'allume dans mes sens . . . Cruel amour, que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui . . . rends-moi la raison . . . Die Leidenschaften müssen stark sein. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem sein. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen.

Keinen Wiß, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Declamation uns zum Muster dienen könne. Pui doch! Wir müssen es kräftiger haben, 5 weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor. 10

(Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand, oder wenig Theil an seiner Rede nahm, denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten als sich unterrichten, und so waren sie 15 denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist; als ich hierher kam, war ich frisch 20 und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte, das hat mich schnell angepackt.

Jch.

Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

25

Er.

Recht gern. Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir und ich fühle einige Brustschmerzen. Das be-

gegnet mir faſt alle Tage ſo, ohne daß ich weiß warum. . .

Ich.

Was beliebt Euch?

5

Er.

Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu laſſen. . .

(Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann
10 wie ein erquickter Menſch huſtet er ſtark, rückt ſich zuſammen und fährt fort:)

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erſt zu
15 lehren, wie unſrer Muſik ein Ausdruck zu geben ſei, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne und daß ohne die Proſodie zu verſehen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler
20 auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiſerjüchtiges rafendes Weib gehört hatte, einen verzweifeltſten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Sylben zieht mit einer
25 Honigſtimme, genug jede Leidenschaft, es ſei welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſein; ein ſolcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen, einmal daß die langen

und kurzen Sylben keine bestimmte Dauer haben, nicht einmal einen bestimmten Bezug unter ihrer wechselseitigen Dauer, daß die Leidenschaft mit der Prosodie verfährt fast wie es ihr gefällt, daß sie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchsten 5 Schmerz ausruft: Wehe mir Unglücklichen! die ausruufende Sylbe auf den höchsten und schärfften Ton trägt und alsdann in tieferen und schwächeren Tönen herabsteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der 10 Wendung der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Gesprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem wir die Parenthese Armidens: *Le vainqueur de Renaud* 15 (*si quelqu'un le peut être*), daß Obéissons sans balancer aus dem galanten Indien als Wunder musikalischer Declamation anführten? Jetzt zuck' ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge, wie die Kunst vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin 20 sie gelangen kann, indeffen trinken wir eins!

(Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wissen was er that, und war auf dem Wege sich zu erfräufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen 25 Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:)

Wie kommt's, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Heißbarkeit für die Schönheiten musi-

falfcher Kunst, Ihr fo blind gegen fittliche Schönheit
fein könnt, fo gefühllos für den Reiz der Tugend?

Gr.

Wahrfcheinlich weil es für diefe einen Sinn gibt,
5 den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben
ift, eine erfhlafte Fiber, die man immer kneipen
mag und die nicht fhwirrt. Oder habe ich vielleicht
immer mit guten Mufikern und fchlechten Menjchen
gelebt und mein Ohr ift dadurch fein, mein Herz
10 aber taub geworden, und follte nicht auch etwas in
der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und
meines Onkels ift daffelbe Blut, und das meine
daffelbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche
Erbfajer war hart und ftumpf, und diefe verfluchte
15 erjte Grundfajer hat fich alles übrige angeglichen.

Jch.

Liebt Ihr Guer Kind?

Gr.

Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur
20 Narrheit.

Jch.

Und bemüht Ihr Euch nicht ernftlich bei ihm die
Wirkung der verfluchten väterlichen Fajer zu hemmen?

Gr.

25 Das würde, dencht mir, eine fehr unnütze Arbeit
fein. Ift er beftimmt ein rechtlicher Mann zu werden,
fo würde ich nicht fchaden; aber wollte die Urfajer,
daß er ein Taugenichts würde wie der Vater, fo

wäre die jänmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm fehr ſchädlich. Zudem die Erziehung immer den Gang der Erbfäfer durchkreuzt, fo würde er, wie durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, 5 wie man deren ſo viele ſieht, die ſich gleich linkiſch im Guten wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Eſpeceen, von allen Spitznamen iſt dieß der fürchterlichſte, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. 10 Ein großer Taugenichts iſt ein großer Taugenichts, aber er iſt keine Eſpece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, ſo verlör' er ſeine ſchönſten Jahre, ehe die väterliche Faſer ſich wieder in ihre Rechte geſetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfen- 15 heit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jezt nichts, ich laſſe ihn gehen, ich betrachte ihn, er iſt ſchon geſträßig, zudringlich, ſchelmisch, faul, verlogen, ich fürchte er wird nicht aus der Art ſchlagen.

Ich.

20

Und Ihr werdet einen Muſikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Ähnlichkeit fehle?

Er.

Einen Muſikus, einen Muſikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirſche mit den Zähnen und ſage: 25 Sollteſt du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich drehte dir den Hals um.

Jch.

Und warum das, wenn's beliebt?

Er.

Das führt zu nichts.

5

Jch.

Das führt zu allem.

Er.

Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann
 sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich
 10 sein wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein
 elender Saitenkräher werden wie ich. Wißt Ihr, daß
 vielleicht eher ein Kind zu finden wäre ein König-
 reich zu regieren, einen großen König daraus zu
 machen, als einen großen Violinpieler?

15

Jch.

Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittel-
 mäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlich-
 keit und Aufwand verlorren Volke einen Menschen
 sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern.
 20 Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen
 einer Espece von Beschützer und einer Espece von
 Beschütztem. Dieser war an jenen als einen gefälligen
 Mann empfohlen, der wohl dienen könne — Mein
 Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik
 25 so ziemlich — So unterrichtet in der Mathematik!
 und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem
 Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt
 Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben —

Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert — Kämen Rufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Brallstein — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es gibt keine — Ich bin ein guter Musiker — Und warum jagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünf und zwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speißt, nehmt das Besper- und Abendbrot mit uns. Der Überrest Eures Tags gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil.

Er.

Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich.

Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er.

Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles und das übrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsäßen vollzupropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte: dagegen sobald ich einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegnet,

stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Taſche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küſſe das Geld; und ihm noch beſſer begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück ſei, ſo laſſe ich ihm, ſo zeige ich mit dem Finger alles was man ſich anſchaffen kann, ein hübjches Köckchen, ein hübjches Mühchen, einen guten Biſcuit. Dann ſteck' ich den Louiſd'or in die Taſche, ich ſpaziere mit Übermuth, ich hebe den Schoß meiner Weſte auf, ich ſchlage mit der Hand auf die Taſche und ſo mache ich ihm begreiflich, daß dieſe Sicherheit die er an mir bemerkt, von dem Louiſd'or ſich herſchreibt.

Ich.

Man kann's nicht beſſer. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldſtücke, gelegentlich eines Tages . . .

Er.

Ich verſtehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moraliſchen Grundſatz, der nicht ſeine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſo iſt es eine böje Viertelſtunde und dann iſt alles vorbei.

Ich.

Auch nach ſo muthigen und weiſen Anſichten beſtehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre ihn zum Muſiker zu machen. Ich weiß kein Mittel

sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er.

Es ist wahr. Aber ich habe Projecte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach 5 wenn's nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann was man will, so muß man nehmen was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weise wie die meisten Väter, die nichts Schlimmers thun könnten, 10 wenn sie auf's Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein 15 Sohn soll glücklich sein, oder was auf eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadeln Sie mich, Sie andern Weisen, so 20 wird die Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Sie.

25

Sie könntet Euch irren.

Er.

Oder er bekümmert ſich nichts drum wie andre mehr

(Hierin war nun freilich gar viel von dem was man denkt, wornach man ſich beträgt; aber was man nicht ausſpricht, und das iſt denn der auffallendſte Unterſchied zwiſchen meinem Manne und den meiſten Menſchen die uns umgeben. Er bekannte die Laſter, die ihm angingen, die auch andern anhängen; aber
 10 er war kein Heuchler; er war nicht abſcheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in ſeiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu ſein Knabe unter einem ſolchen Lehrer werden könnte: denn gewiß bei einer Erziehung, die ſo genau nach
 15 unſern Sitten gebildet war, mußte er weit gehn, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geſchah.)

Er.

O fürchtet nichts. Der bedeutende, der ſchwere Punct, bei dem ein guter Vater beſonders verweilen
 20 ſoll, iſt nicht etwa, daß er ſeinem Knaben die ſämmtlichen Laſter überliefere, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unſchätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht hyſtematiſch wie ich, doch nach Beiſpiel und einzelner
 25 Unterricht. Nein, der Hauptpunct iſt, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst ſich der Schande, der Entehrung, den Geſetzen zu entziehen: das ſind Diſſonanzen in der geſellſchaftlichen Harmonie, dieſe muß

man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist fo platt als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerftrene.

Jch.

5

Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Muſik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Jch danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moralift.

10

Er.

Und doch ſtehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet und ſehr hoch in der Moral.

Jch.

Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann und Eure Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er.

Deſto ſchlimmer für Euch. Ach beſäß' ich nur Eure Talente!

20

Jch.

Laßt meine Talente und gedenken wir der Euren.

Er.

Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte wie Ihr. Aber ich ſpreche einen verteuſelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Jch.

Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er.

5 Es ist auch nicht um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wißt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich
10 bei den Weibern einzuschmeicheln.

Jch.

Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu sein.

Er.

15 Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Jch.

Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er.

20 Wäre das wahr, so trägt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Jch.

Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt sein,
25 wenn man nicht reich ist, und sich doch alles erlaubt, um es zu werden. Aber es gibt Leute wie ich, die

den Reichtum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er.

Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich: denn sie ist nicht in der Natur.

Jch.

Des Menschen?

Er.

Des Menschen. Alles was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Jch.

Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er.

Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Jch.

Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er.

5 Warum?

Jch.

Weil ich fürchte, die Übereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so
10 verstehen wir uns nicht mehr.

Er.

Und was thut's denn?

Jch.

Lassen wir das, was ich davon weiß werde ich
15 Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr, mit der Leichtigkeit die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen,
20 im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sei?

(Anstatt mir zu antworten zuckte er mit dem
25 Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie; ein ernsthaftes

und gebietriſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Better zuſammenraſſte, da ſchnitt ſie 5 eine Frage und wieder eine Frage und noch eine Frage (Als er das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter. Es war Verachtung, Geringschätzung, Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg und ſagte:) So machte ſie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken wohlgeſättigten Bänchen, kurzen Hälſen, kloßenden vorliegenden Augen von apoplektiſchem Anſehn. Auch 15 krumme Hälſe gab's, und dann trockne Figuren, mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnäſe. Alle wollten ſich zu Tode lachen, indem ſie mich ſahen, und ich ſetzte meine Fäuſte in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich ſie ſah. Denn die Thoren und 20 Narren haben Freude an einander, ſie ſuchen ſich, ſie ziehen ſich an. Hätte ich da bei meiner Ankuuft nicht das Sprichwort ſchon fertig gefunden, das Geld der Narren iſt das Erbtheil der Geſcheidten, mir wäre man's ſchuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte 25 mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich verſuchte tauſend Mittel um es wieder zu erhaſchen.

Ich.

Ich kenne diese Mittel. Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein
5 schönes Werk?

Er.

Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt
10 mich bis an die Schwelle der Akademie, da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. — Der Abbé versetzte: Das habe ich eben
15 versucht und wißt Ihr, was ich davon trug? eine Beule an der Stirn.

(Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhob Hände
20 und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann seht' er hinzu:) Mir scheint, es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er
25 wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:) Entweder ist niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

(Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand auf's Herz, ging und sagte:) Ich fühle, ja ich fühle (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzte er hinzu:) So ist's Recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da sieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend, der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben, am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke mahlen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gevattergeklatsch: Heute war der Boulevard allerliebste. Habt Ihr den kleinen Murrelthierjungen gehört, er spielt scharmant. Herr so und so hat das schönste graue gepöfelte Gespann, das man sich nur denken mag. Die schöne Madame N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünf und vierzig Jahren

noch einen solchen Aufjah? Die junge so und so
 ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten —
 Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten — Nicht doch!
 — Wo habt Ihr sie gesehen? — Bei'm verlorren
 5 und wiedergefundenen Urlequin. Die Scene der Ver-
 zweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der
 Polichinelle der Foire hat Kechle, aber keine Feinheit,
 keine Seele. Madame die und die hat auf einmal
 zwei Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu
 10 dem seinigen greifen . . . Und das nun alle Tage
 zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das
 erwärmen und zu großen Dingen führen?

Jch.

Nein! man schlosse sich lieber auf sein Dach-
 15 stübchen, tränke Wasser, speis'te trocknes Brot und
 suchte sich selbst.

Er. -

Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht.
 Und sein ganzes Dasein an etwas Ungewisses wagen?
 20 und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu
 heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten
 wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt und dessen
 Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum
 Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel
 25 übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von
 Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte
 Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume,
 aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz

anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter sein als er, man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich und der Topf siedet, ist's nicht Ruhm, so ist's 5
Bouillon.

Jch.

An Curer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt sein, ich versuchte.

Er.

10

Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum erstenmal sagte: Was hast du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entzückte . . . 15
Nun denn; so blase und rühre die Fingern, schneide das Rohr zu, so gibt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memmons bleibt mein Nachbar. 20

Jch.

Was wollt Ihr mit Curer Statue Memmons?

Er.

Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memmons Bildsäule standen viele andre, gleich= 25
falls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch? Voltaire, und der dritte? Voltaire, und der

vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Haffe, Pergolese, Alberti, Tartini, Vocatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat; aber der fühlt, bei
 5 Gott! der Gesang hat, und Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnon's. Das übrige will nicht mehr heißen als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch sind wir Übrigen bettelhaft, so bettelhaft daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph,
 10 das Elend ist eine schreckliche Sache. Ich sehe es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft, aber es verkältert teuflisch den
 15 Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach ich war schon einmal so ungeschickt, ich reiste durch Böhmen, Deutschland, die
 20 Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich.

Unter dem löcherigen Faß?

Er.

Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher
 25 verschwendrischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musicirte wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab.

Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte; der es streng und scharf beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne, die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselbigen Preis. — Gesagt gethan. Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig, der Jude läßt ihn protestiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu sich selbst: Niemals wird dieser Mann sich zu jagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel, von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienste geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen — Ich habe ihn nicht unterzeichnet — So wäre ich also ein Verfälscher? — Ihr oder ein anderer

dessen Werkzeug Ihr seid — Ich bin ein Schuft, aber
Ihr seid ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich
nicht auf's Äußerste. Ich gestehe sonst alles. Ich ent-
ehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde . . . Der
5 Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler ent-
deckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung.
Sie wurden beide beschimpft und der Jude zu Zahlung
des Wechsels verdammt, dessen Summe man zum
Besten der Armen verwendete. Da trennte ich mich
10 von ihm und kam hieher.

Was sollte ich thun? denn ich mußte vor Elend
unkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vor-
schläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich
mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder
15 für's Theater noch für's Orchester. Bald wollt' ich
mir ein Bild mahlen lassen, wie man's an der Stange
herumträgt und auf einer Kreuzstraße hinpflanzt.
Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte
erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier
20 nimmt er Abschied von seinem Vater dem Apotheker,
hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Woh-
nung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu
Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem
Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich
25 auf, wohl entschlossen mich mit den Gassenfängern
zu verbinden, und das würd' ich nicht am schlimm-
sten gemacht haben. Unsere Übungen hätten wir unter
den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der

vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verschwinden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zutwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.)

Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich.

Das ist schwer.

Er.

Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Versuchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prije. Ihr habt da eine schöne Dofe. Ihr feid kein Muſikus? — Nein! — Defto beffer für Euch. Das find arme beklagenzwerthe Schuſte. Das Schickſal hat mich dazu
 5 gemacht, mich, indeffen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht ſich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die ſchönſten Gefänge gefunden hätte. Rameau, zur Mühle, zur Mühle,
 10 dort gehörſt du hin!

Jch.

Die Natur beſtimmte jeden dazu, wozu er ſich Mühe geben mag.

Er.

15 Doch vergreift ſie ſich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdiſchen Dinge nicht von ſolcher Höhe, wo alles einerlei ausſieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche In-
 20 jecten gelten. Jeder hat ſeine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorthen, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geſchlecht der Fliegen in Nähende, Akernde, Sichelnde, oder die Menſchengattung in Fiſcher, Zimmerleute, Dachdecker,
 25 Länzer, Säger, das iſt Eure Sache, ich miſche mich nicht drein. Ich bin in dieſer Welt und bleibe drinn, aber wenn es natürlich iſt, Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfin-

dung, die mir immer gegenwärtig iſt — ſo finde ich daß es keine gute Ordnung ſei, nicht immer etwas zu eſſen zu haben. Welche Teufels-Einrichtung! Menſchen, die alles übervoll haben, indeſſen andre, eben auch wie ſie mit ungeſtümen Mägen, wie ſie mit einem 5 wiedertehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann iſt die gezwungene Stellung in der uns das Bedürfniß hält das Allerſchlimmſte. Der bedürftige Menſch geht nicht wie ein anderer, er ſpringt, er kriecht, er krümmt ſich, er ſchleppt ſich und bringt 10 ſein Leben zu, indem er Poſitionen erdenkt und ausführt.

Ich.

Was ſind denn Poſitionen?

Er.

15

Fragt Roberre! und doch bringt die Welt viel mehr Poſitionen hervor, als ſeine Kunſt nachahmen kann.

Ich.

So verſteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verſchiedenen Panto- 20 mimen der Menſchengattung?

Er.

Nein, nein! Ich ſehe nur um mich her und ſehe mich in meine Poſition, oder ich erluſtige mich an den Poſitionen, die ich andre nehmen ſehen. Ich ver- 25 ſtehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr ſollt urtheilen.

(Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen, er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn, fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da, es ist gethan, er gibt Rechenenschaft: er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein
 10 Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen, er hört, er horcht, er
 15 sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen.

(Die Thorheiten dieses Menschen, die Märchen des Abts Galiani, die Auschweifungen Kabelaïs
 20 haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken verseehe, die ich den ernsthaftesten Personen auf's Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalou in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten,
 25 ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Aber nach Euler's Rechnung (sagte ich zu meinem Manne) gibt es auf dieser Welt viel Dürftige, und

ich kenne niemand, der ſich nicht zu einigen Schritten
Eures Tanzes bequeme.

Er.

Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche
gibt es nur Einen Menſchen, der grad vor ſich hin- 5
geht, den Souverain, das Übrige alles nimmt Poſi-
tionen.

Ich.

Der Souverain? und dabei ließe ſich doch auch
noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß 10
ſich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein
kleiner Chignon, eine kleine Naſe befinde, die ihn
gleichfalls zu einiger Pantomime veranlaſſen? Wer
einen andern braucht, iſt bedürftig, und nimmt eine
Poſition an. Vor ſeiner Geliebten nimmt der König 15
eine Poſition an, und vor Gott macht er ſeinen
Pantomimenschritt. Der Miniſter macht den Schritt
des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des
Bettlers vor ſeinem König. Die Menge der Ehr-
geizigen tanzt Eure Poſitionen auf hundert Manieren, 20
eine verworfener als die andern, vor dem Miniſter.
Der vornehme Abbé mit Überſchlag und langem Sinn
macht wenigſtens einmal die Woche vor dem, der die
Beneficien auszutheilen hat, ſeine Männchen. Wahr-
lich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, iſt 25
der große Hebel der Erde. Jeder hat ſeine kleine Fuß
und ſeinen Bertin.

Er.

Das tröstet mich.

(Aber indeffen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen, z. B. als kleiner
 5 Abbé hielt er den Hut unter'm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels, den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte,
 10 den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrfächtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Vouret bei der General-Contrôle.)

Ich.

15 Das heißt vortreflich ausführen, aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime freigesprochen ist, der Philosoph der nichts hat und nichts verlangt.

Er.

Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so
 20 leidet er, bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich.

Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er.

25 Aber man will gekleidet sein!

Ich.

Nein. Er ging nackt.

Er.

Manchmal war es kalt in Athen.

Ich.

Weniger als hier.

Er.

Man spei'te.

5

Ich.

Ganz gewiß.

Er.

Auf wessen Kosten?

10

Ich.

Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er.

Schlechte Tafel.

15

Ich.

Sie ist groß.

Er.

Aber übel bedient.

20

Ich.

Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er.

Aber bekennt nur, daß die Industrie unsrer Köche, 25
 Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem
 Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät
 mußte Cæsar Diogenes wohl keine störrischen Organe
 besitzen?

Ich.

Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals
was jetzt unsre Mönchskleidung, und mit derselben
Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capu-
ziner von Athen.

Er.

Da hab' ich Euch! Diogenes hat also auch seine
Pantomime getanz't, wenn auch nicht vor Perikles,
wenigstens vor Laïs oder Phryne.

10

Ich.

Da betriegt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten
sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen
überließ.

Er.

15

Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst be-
schäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich.

So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich
zu finden.

20

Er.

Und Ihr riethet mir ihn nachzuahmen?

Ich.

Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als
zu kriechen, sich wegzutwerfen, sich zu beschimpfen.

25

Er.

Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel,
ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im

Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig sein als durch Arbeit erwerben mag.

Jch.

Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielkraß, ein 5
Niederträchtiger seid, eine Nothseele.

Er.

Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon alles gestanden.

Jch.

Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen 10
Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er.

15

Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet und deswegen wird mich's künftig nichts kosten, und deshalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, 20
begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brot, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich auf's Bett 25
geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte

sich an's Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallentehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht,
5 daß man Euch bewundre. Entwickelt Euer Talent, Eure Reize, entführt, überwindet. — Wir kamen an, sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach! ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hinein,
10 Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modeliren. Früh- oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott was für Hüften!

15 (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte, es war die Caricatur unserer kleinen Coquetten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:)

20 Überall führte ich sie hin, in die Tuilerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Zäckchen, Ihr wäret stehn geblieben sie zu be-
25 sehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwingen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das

Leichte Köckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los und jeder blieb betroffen stehn. Denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber 5
 ach! ich habe sie verloren und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Pläne mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, 10
 um sie nicht zu billigen.

(Nun schluchzt er, nun weint er, nun ruft er aus:) Nein, nein! darüber tröst' ich mich niemals, und darauf hab' ich Anschlag und Käppchen genommen.

Ich.

15

Vor Schmerz?

Er.

Eigentlich, um meinen Kopf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Ihr es ist. Ich muß in die Oper. 20

Ich.

Was gibt man?

Er.

Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. 25
 Unter den Todten gibt's immer einige, die den Lebendigen im Wege sind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es ist halb Sechse. Ich-höre die Glocke,

die zu der Beſper des Abbé de Ganaye läutet. Die ruft mich auch ab. Leb't wohl. Ist's nicht wahr, Herr Philoſoph, ich bin immer derſelbe?

Jch.

5 Ja wohl, unglücklichertweiße.

Er.

Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog
Rameau's Nefse erwähnt wird.

V o r e r i n n e r u n g.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse⁵ und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr in's Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch¹⁰ der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitem Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

A l b e r t i.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eiferjucht erregte, zugleich ein guter Clavierpieler, der aber seine großen Gaben nur als 5 Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

d'Al e m b e r t.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals 10 streitig gemacht worden, als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen 15 entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht 20 unternehmen sollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung

mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Theilnahme an dem was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche
 5 die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Allembert
 10 verweisen wir in die Mathematik.

d'Uvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper les Troqueurs sich dem italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel
 15 beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard jonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von
 20 Cominges und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen fürchtbaren Tragiſchen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Da seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielden scheint.

B a t t e u r.

Geb. 1713. Gest. 1780.

Apostel des halbahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen was dahinter liegt sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenenschaft zu geben.

De Blanc (Abbé).

20

Geb. zu Dijon 1707. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt,

wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

⁵ Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Treflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger
¹⁰ Mann, mußte so manchen Seinesgleichen in der Akademie sehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunst des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

¹⁵

B o u r e t.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Director der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammenbrachte.

²⁰ Aber weder sein Glück, noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

²⁵ Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der

Jagd jene Gegend befuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebenfache, bei einer durchaus koſtspieligen Lebensweiſe, jebr anſehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte feiner eigenen Finanzen dergeltalt ſchwächte, daß er, als Ludwig der XV. unvermuthet ⁵ ſtarb, und er feinen königlichen Gönner, ſo wie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterſtützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigſten bedurft hätte, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und ¹⁰ ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machte.

B r e t.

Geb. 1717. Geſt. 1792.

Fruchtbarer gefälliger Autor, aber ſchwach und nachläſſig. Herausgeber von Molière, zu welchem ¹⁵ Geſchäft ſeine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück *Le faux généreux* fällt in das Jahr 1758.

C a r m o n t e l l e.

Verfaſſer der dramatiſchen Sprichwörter und au- ²⁰ derer angenehmer kleiner theatraliſcher Stücke.

D e ſ t o u c h e s.

Geb. 1680. Geſt. 1754.

Literator und Geſchäftsmann.

Mehrere feiner Stücke erwarben ſich Beiſall. Zu- ²⁵

leht verliert er die Gunst des Publicums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

D o r a t.

Geb. 1736. Gest. 1780.

5 Fruchtbare angenehme Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern ernstern, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen
10 productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören, und es ist niemanden zu verargen, wenn man zu dieser
15 innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde für's Theater zu arbeiten bei dem stillen, mehr in sich gefehrten Deutschen fast zur
20 Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet unmäßig eitel zu scheinen, untwiderstehlich genöthigt sein muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen
25 zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

D u n i.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 10
11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgetworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art das Publicum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen,

faßt ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seien. Diese eigentlichen Intermezziisten machten, unter
 5 dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der Buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und später das Milchmädchen,
 10 das auch auf dem deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Partei
 15 der heitern Productionen geschlagen und so weißagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

F r é r o n (Water).

Geb. zu Nimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

20 Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er manches einjah, alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposi-
 25 tion gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit sich diesem außerordentlichen hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publicum, das

einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich, von der andern Seite, einer ſtrengen behandelten Mäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll an- 5 nimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunſt und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicherweiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und ſing an, aus eigener Macht und Gewalt 10 geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzuſtellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm ſelbſt am nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein 15 ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs finden ſich beſonders in Literaturen, die in Gährung ſind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreff- 20 liche in Künſten und Wiſſenſchaften gerichteten Nationen haben ſie ſtarken Einfluß.

Die geiſtreiche franzöſiſche Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire ſelbſt nicht wenig beitrug, der ſeinen Widerſacher mit ge- 25 rechten und ungerechten, aber immer geiſtreichen Waffen unauſgeſetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journaliſten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und

Dichtkunst unbenuzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin auf's Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die
 5 Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publicum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

10 So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Fréron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben
 15 und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem was der Mann leistete und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

G e s c h m a c k.

20 „Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . bei Gott ich weiß nicht zu was für einem Ding er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute
 25 lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche

bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, heruntersehen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung. Sie sagten ein böses, ein guter Geschmack und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann, und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet in's Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten du Bartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner.

Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspuncte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der französischen Dichter preist, die sämmtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammen finden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie z. B. die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannichfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich gutmüthigen Parodien und sind, wegen ihres bunten Ansehens, dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Cultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Churfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des du Bartas irgend symbolisirt im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von du

Bartas vortreflich find, ob sie nicht in jeder franzö-
 sischen Musterammlung zu stehen verdienen, ob sie
 nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen
 neuern Product aushalten? Deutsche Kenner werden
 uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit ⁵
 danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Fran-
 zosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin
 vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und
 Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des ¹⁰
 XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandescultur hat
 sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten
 genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa
 von der Form, sondern vom Stoff ausging, und ge-
 wisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte ¹⁵
 aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher
 letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden
 konnten, hinauszies und andre dafür, als besonders
 geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für
 ihn bestimmte. ²⁰

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten
 wie verschiedene Societäten, in denen auch ein beson-
 deres Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich
 Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie
 mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird ²⁵
 sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vor-
 nehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu be-
 zeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch

keinesweges, bei Urtheilen über Producte des Geistes von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, 5 sondern einzusehen trachten, in wie fern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf 10 an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Überzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für 15 welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punct, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunct seiner 20 Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespeares und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehn sie 25 untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer wegen gewisser Stellen hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und

nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber 5 nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Aus- 10 bildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen ver- 15 neinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Classe Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns 20 Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns andrer Vorbilder zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem 25 Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige was andre denken, 5 urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

L u l l i.

Geb. zu Florenz 1633. Gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als perspectiv-Mahlerei und Maschinerie 10 sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden 15 ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren, was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des 17ten Jahrhunderts kam die italiänische Oper nach Frankreich; französische Dichter 20 und Componisten machten bald darauf den Versuch sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeitlang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der französischen Oper, die unter dem Namen Académie royale de musique 1669 25 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Consistenz gab.

„Von diesem Zeitpunkt fing die franzöfifche thea-
 tralifche Mufik an, durch mannichfaltige Verschieden-
 heiten, fowohl in der poetifchen Einrichtung der
 Dramen und der mufikalifchen Befchaffenheit ihrer
 Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr fingenden
 oder eigentlich psalmodifchen Recitativs, der Ballette,
 der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Me-
 lodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu
 den weichern Tonarten, als auch in Abficht vieler
 Fehler der Execution fich zu trennen und zu einer
 Rationalmufik zu werden. Die auf Lulli folgenden
 Componiften nahmen ihn ganz zu ihrem Mufter,
 und fo konnte es gefchehen, daß feine Mufik eine
 Art Epoche von fo langer Dauer in den Annalen
 der franzöfifchen Kunftgefchichte bildete.“

An dem fchönen Talente Quinaults fand Lulli
 eine große Unterftützung. Er war für diefe Dichtungs-
 art geboren, declamirte felbft vortrefflich und arbeitete
 fo dem Componiften in doppeltem Sinne vor. Sie
 lebten beide zufammen und ftarben nicht lange nach
 einander, und man kann wohl den Succes der fran-
 zöfifchen Oper und die lange dauernde Gunft für
 diefelbe der Vereinigung zweier fo glücklichen Talente
 zufchreiben.

M a r i v a u x.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem französischen Theater.

Es gibt so viele Stücke die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondere Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann antritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter als er nicht den höchsten Kranz davon zu tragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem

Fall kommen in der franzöfifchen Theatergefchichte mannichfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ift zeigt fich auch. Unmöglich ift es die Gunft der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erfchöpft fich, um fo mehr das 5 Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt felbft feine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunft werden gemacht, die Zeit fchreitet vor, eine frifche Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung 10 eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftfteller, der nicht felbft bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, fieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den fcheidenden Reizen nicht Ab- 15 fchied nehmen will.

In diefe traurige Lage kam Marivaux; er mochte fich mit der Allgemeinheit feines Gefchicks nicht tröften, zeigte fich übelläunig, und wird hier um defswillen von Diderot verpottet. 20

M o n t e s q u i e u.

Geb. 1689. Gef. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geift fei“. Eine ähnliche Redensart ift oben fchon bei d'Alembert angeführt worden. 25

Durch feine Lettres persanes machte fich Montesquieu zuerft bekannt. Die große Wirkung, welche fie

hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Behikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien
 5 aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des loix hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie
 10 schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitre größere Verdienst halbkennnerisch ablängnen.

M u s i k.

Ein großer Theil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nöthig hier einiges
 15 Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderbarlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise
 20 handelt, entweder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft
 25 setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch

nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung als durch einen doppelten Ariadneischen Faden kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirx 5 parteiischer Kämpfer heraushehlen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl 10 für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Kami- 15 ficationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der 20 gefälligsten Melodie beleißen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergöhen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn, und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem 25 Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht

entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltzame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Übergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in so fern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Übrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollern Componisten verdrängt gesehen, eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gefang, fo verfuhr der Deutſche mit der Inſtrumentalmuſik. Er betrachtete ſie auch eine Zeit lang als eine beſondere, für ſich beſtehende Kunſt, vervollkommnete ihr Techniſches und übte ſie, faſt ohne weitem Bezug auf 5 Gemüthskräfte, lebhaft aus, da ſie denn bei einer, dem Deutſchen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker muſterhaften Grade gelangt iſt.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig 10 über Muſik geäußert, nur die Abſicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, ſo müſſen wir bemerken, daß ſich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunct, auf welchem ſich Diderot befindet, einſehen läßt. 15

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die ſämmtlichen Künſte in Frankreich auf eine ſonderbare, ja für uns faſt ungläubliche Weiſe maniert und von aller eigentlichen Kunſtwahrheit und Einfachheit getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Ge- 20 bände der Oper war durch das Herkommen nur ſtarrer und ſteifer geworden, auch die Tragödie ward in Reiſtröcken geſpielt, und eine hohle affectirte Declamation trug ihre Meiſterwerke vor. Dieſes ging ſo weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vor- 25 leſung ſeiner eigenen Stücke, in einen ausdrucksloſen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombaſt verfiel und ſich überzeugt hielt, daß auf dieſe Weiſe die

Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sich's mit der Malerei. Durchaus war das Frähenhafte eines gewissen Herkömmlichen
 5 so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich drauf, das was sie
 10 Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer be-
 15 sonders Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich
 20 Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses neue Bewegliche jenes alte, verhaßte, starre Zimmertwerk zu zerstören und eine frische
 25 Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise melodischer

und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zu-
erst mit dem Cicero, den er auch übersezte. Aufge-
nommen in die französische Akademie, gedachte er
auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten,
und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genugt; doch
ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungs-
feind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schrift-
stellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es
freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen
die rechten Wege wies.

Paliffot.

15

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem
Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom
Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will
man billig sein, so darf man ihn unter die guten ²⁰
Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandes-
klarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent;
aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher
Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles
nach einem gewissen, kleineren Maßstabe messen, so ²⁵

fehlt ihnen der Sinn für's Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6ten November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenuzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Cirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis in's Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge,

eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Überhaupt gehört nichts weniger auf's Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelmücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit bei'm ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände be- rührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln sein.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fragenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar paradox aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keinstweges geistreich und heiter, sondern läppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige passquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß

auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyclopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes
 5 Glied derselben. Er fühlte was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als
 10 ein entschiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von jeiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete
 15 Anzahl außerordentlicher Männer, wegen dessen was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel, die Philosophen, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

20

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmal den 2ten Mai 1760
 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er
 meistens fort, und bei mittleren Talenten sind
 25 oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten.
 Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund

ift, kann auch in feinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliffots Philosophen nur eine Amplification jenes Feftstückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er fieht nicht weiter. Als ein beſchränkter 5 Widerſacher eines gewissen Zuſtandes erblickt er keinesweges, worauf es im Allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beſchränktes leidenschaftliches Publi- cum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht ver- 10 borgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten: denn ſie wirken auf alle vor- handenen Menſchen und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des Jahrhunderts. Oft iſt die Theil- 15 nahme halbjähriger anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrückt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein 20 gewiſſes Geſchäft wirkſamen Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß ſie auf das, worauf ſie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erſcheinen dem, der die Bemühung nicht zu 25 ſchätzen oder gegen das Verdienſt, das ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Übeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Übel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden, und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Acte kurz zusammengefaßt. Die Ökonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittve von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Classe setzen könnte.

Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betriegt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das

alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d' esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen 5 sämmtlich nur in's Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wieder 10 erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letztern aufgestellte Maxime des Eigennuzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zulezt erscheint ein Hans- 15 wurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaube, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt. 20

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Verjification ist nicht ungelent, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem 25 Vorzüglichen widersehen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, gibt über die damaligen Verhältnisse

den besten Aufschluß. Wir übersehen daher ein Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist
 5 eine sehr beschränkte, rechthaberische, jubalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen, und untersuchen, ob Ihr gerecht seid, indem Ihr die
 10 Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht
 15 gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, bei'm Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keinesweges in's komische Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt,
 20 gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um
 25 sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Duzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn

genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keines-⁵ weges ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren, haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?¹⁰

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Übrigens betrachte ich das Unternehmen der En-¹⁵ cyclopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen andern²⁰ Personen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten an diesem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das²⁵ Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyclopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen

überseht, warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist? —

Ihr macht mich rasend, mein Herr. Ich hatte
 5 mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner
 stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig,
 überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freund-
 schaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr
 drücken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, über-
 10 legen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse
 mache wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel
 Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner
 Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Übrigen, so
 alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich
 15 nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit
 Herrn d'Alembert ein unsterbliches Werk unter-
 nommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich be-
 frage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand
 von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man über-
 20 setzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia
 detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation
 werthe Denkmal, woran mehr als fünfzig Personen
 von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift
 25 gegen die Encyclopädie herauszugeben, worin er die
 Autoren jagen läßt was sie nicht gesagt haben, ver-

giffet was ſie geſagt haben, und gegen das argumen-
tirt, was ſie noch ſagen werden. Er citirt die Kirchen-
väter ſo falſch, als er das Dictionnär citirt.

Und in dieſen gehäſſigen Umſtänden ſchreibt Ihr
Eure Komödie gegen die Philoſophen. Ihr durchbohrt ⁵
ſie, da ſie ſich ſchon sub gladio befinden. Ihr ſagt
mir: Molière habe Cotin und Ménage durchgezogen.
Sei's; aber er ſagte nicht, daß Cotin und Ménage
eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beſchuldigt
alle dieſe Herren abſcheulicher Maximen, in Euerm ¹⁰
Stück und Eurer Vorrede. Ihr verſichert mir, daß
Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt
habt, und doch iſt er der Verfaſſer des Artikels
Gouvernement. Sein Name ſteht in großen Buch-
ſtaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige ¹⁵
Züge an, die ihm großen Schaden thun können, ent-
kleidet von allem was vorhergeht und was folgt,
aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou
und Grotius werth iſt. — Ihr wollt eine Stelle der
vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur ²⁰
Encyklopädie verhaßt machen, und es iſt kein Wort
von dieſer Stelle darin. Ihrbürdet Herrn Diderot
auf, was in den jüdiſchen Briefen ſteht. Gewiß hat
Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mit-
getheilt und Euch betrogen. 25

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der
rechtſchaffenſten Männer Abſcheulichkeiten aus irgend
einer Brochure, die den Titel führt: La vie heureuse.

Ein Narr Namens Lamettrie schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als 12 Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht
 5 mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyclopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeden kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer
 10 wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

P i r o n.

Geb. 1689. Gest. 1773.

15 Piron war einer der besten geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug ver-
 20 fahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören
 25 und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Übungsstücke, die

geistreichen und leichten Compositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Piron am ersten lieb gewinnt. Er war ein trefflicher kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzudwünschen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da fast am meisten interessirt, wo er sein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum besten gibt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf und ist vergnügt etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren; jedes Theater hatte ein bestimmtes umschriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sei es den Heraus-

gebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville=Stücken zeigte sich Piron
 5 sehr geistreich. Daß gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vor-
 trefflich und seine Arbeiten dieser Art haben viel
 Vorzügliches.

10 So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publicum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit
 seiner Métromanie. Er wußte in demselben seine
 15 Landälente dergestalt von der schwachen Seite zu lassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molière'schen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen
 20 kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Überhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei
 25 einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zuzugenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges

Gedicht nöthigte ihn aus feiner Vaterftadt zu fliehen und fich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Weſen verläugnete er nie ganz, feine lebhaften, oft egoiftifchen Ausfälle, feine treffenden Epigramme, Geiſt und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote ſtanden, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu ſcheinen, ſich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, ſondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam ſchätzenden Franzoſen von ihm auch immer Gutes ſagen können, ſchließt ſich immer mit dem Refrain, den Diderot ſchon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geſchmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeſte Ahnung.“ (Siehe Geſchmack.)

P o i n ſ i n e t.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Geft. 1769.

Es gibt in der Literatur wie in der Geſellſchaft ſolche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vorbringlich ſind, und indem ſie leicht von jedem überſehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indeſſen gewinnen dieſe Perſonen doch immer genug dabei, ſie leben, wirken, werden genannt, und

es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

- 5 Eine solche Figur ist Poincinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien extrank,
- 10 nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplakert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

15

R a m e a u.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

- Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderot's Äußerungen genau zusammen und ist geschickt, unsern Lesern die
- 20 Übersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

- Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte, und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert
- 25 sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale

dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermiffen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst einen Grund-⁵ fah, wär' er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Composition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Mo-¹⁰ naten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Compo-¹⁵ nisten, die meisten ohne Talente, welche nun auf Unkosten ihres Meisters die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß²⁰ Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die²⁵ gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das

lyrische Theater über die gemeinen Breiter erhoben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer
5 herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug sein wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft
10 zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen.

Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte componirt zu haben: denn
15 wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer
20 verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam in's
25 Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geists und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen ist.

Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent anerkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zu-⁵ zueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verziern, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein¹⁰ Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus.¹⁵ Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung als der feinige. Denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Übergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt das wahre Recitativ zu fassen und bis unter²⁰ die Schafherde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der Erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glied vor seiner²⁵ Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie

jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu sein, stark oder leise zu spielen und dem Aeteur zu folgen;
 5 die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt, den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unser's Opernorchesters.

10 Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sei wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der
 15 Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach
 20 einer recitirten Scene ein unerwarteter Vogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester
 25 leisten, das nicht aufhört zu kragen.

Ein andrer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten.

Anftatt die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers angenehmer feftzuhalten, ſo theilen ſie ſolche um ſie zu zerſtören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Inſtrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges ſeyen, ſo muß man 5 mir erſt betweiſen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig ſind. Alle dieſe beliebten Feinheiten der Kunſt, dieſe Nachahmungen, dieſe Doppelmotive, dieſe gezwungenen Bäſſe, dieſe Gegenſagen ſind nur ungeſtaltete Ungeheuer, Denkmale des ſchlechten 10 Geſchmacks, die man in die Klöſter verweiſen ſoll, dort mag ihre letzte Zuflucht ſeyn.

Um ſchließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, ſo denke ich, niemand hat beſſer als er den Geiſt des Einzelnen gefaßt, niemand hat beſſer 15 die Kunſt der Contraſte verſtanden; aber zu gleicher Zeit hat er ſeinen Opern jene glückliche und ſo ſehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zuſammen- 20 zuſetzen.

Rameau's Nefte.

Das bedeutende Werk, welches wir unter dieſem Titel dem deutſchen Publicum übergeben, iſt wohl unter die vorzüglichſten Arbeiten Diderot's zu rechnen. 25 Seine Nation, ja fogar ſeine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein

vortreffliches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Unterjuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le fataliste nicht
5 gelesen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von
10 ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

15 Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben
20 ist mannichfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser seine literarischen
25 Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichler-volk zusammenzustellen und nimmt ferner Gelegenheit seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt: denn indem sich in der Person von Rameau's Nefte eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige 5 Natur ausdrückt, und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch=praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Compositi- 10 tion gewährt dieses, der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein 15 Rameau, als ein Nefte des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortreflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe 20 hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das 25 Werk ist so glücklich aus= und durchgedacht als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit

zweckmäßigem Bewußtsein. Möge dem Besizer des französischen Originals gefallen, dem Publicum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das classische Werk eines abgesetzenen bedeutenden Mannes mag als-

5 dann sein Ganzes in völliger unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Orte stehen. Von dem Lustspiele *Palijots*, *Die Philosophen*, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum erstenmal den 2ten Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde

15 in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen sein.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab, andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt

20 wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Unmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Echte,

25 es mag angefochten werden wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gezeigten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dieß auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes 5 jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht 10 und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich aus- 15 gestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltfame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht 20 fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, 25 dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einen andern

anzulegen. Deßhalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunct, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst, was daran fehlt berichte er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser

durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist. 5

Dem sei nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusehen, Diderot in vorliegender Schrift alles antwendet, was Genie und Haß, 10 was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels der 15 Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem ältern Rameau darin als von einem lebenden wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der *Faux généreux* des Le Bret, dessen als eines miß- 20 rathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen sein, wie aus des Abbé Morellet *Vision de Charles Palissot* und andern 25 erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Paliſſot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt
 5 wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fragenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

10 T e n c i n (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Übergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und
 15 Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der
 20 neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge: sie verbarg unter der äußern unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gebatterin die
 25 tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, des Esfarts, du Desfand, Mademoiselle de l'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

T e n c i n (Cardinal).

10

Geb. 1679. Starb im 80sten Jahr.

Er stand mit Laiv in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

T r u b l e t (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und La Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der Letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

25

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel
 5 von Voltaires feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

V o l t a i r e.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen
 15 Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelt und angeedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausdrückt. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausdrücken. So ent-
 20 stand in Ludwig dem XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäße Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannichfaltig, die man
 25 von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen

sind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die andrer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hieher. 5

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, 10
Fruchtbarkeit, Wärme, Magic, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, 15
Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten 20
auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt 25
jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der

französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpuncte gewinnen, um gewisse Regionen deutscher Art und Kunst, in welchen
5 noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Nachträgliches

311

Rameau's Deffe.

I.
Rameau's Nefse.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sei ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, Rameau's Nefse zum Titel führend, noch
5 ungedruckt und unbekannt, Herr Götschen sei geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit eine deutsche Uebersetzung in's Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große
10 Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht
15 greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und
20 ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Vorhaben, Schiller verließ uns

und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen deutscher Übersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder in's Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originalen Feder Diderot's würdig, welches wohl eben so viel heißen soll.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitem Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: *Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot*, und machte wie billig großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten.

Jene wiederholten Äußerungen und Anfragen wurden endlich von jungen Männern im Stillen aufgefaßt und sie versuchten eine solche Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, *maitre de requêtes au Conseil du roi*, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde de Saint-Géniès und sie gelang dergestalt, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben.

Einige Abweichungen und Mißverständnisse, (wie z. B. Roccentheologie Théologie de quenouille, hieß Théologie de roch) so wie eingeschaltete, den Übersetzern eigene Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu besitzen, bis endlich durch diese Bewegung durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderot's in der Familie das wirkliche Original gefunden ward.

10 Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Trebels nicht sogleich bezüchtigen lassen und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Briere wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 15 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderot's hab' ich auch einen von Ew. pp. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen 20 Kameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmar'schen Pfeffels mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach 25 Diderot's Arbeit originalmäßig wieder herstellen zu können.

Jedessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderot's Werk zu überliefern, keinen Ge-

brauch von Ihrer Uebersetzung, sondern einen Abdruck nach einer Copie gemacht, welche 1760 unter den Augen des Verfassers fertig war und welche ich von der Frau Marquise Bandeuil, Diderot's einziger Tochter, empfang, welche noch lebt und gegenwärtig 5 in Paris wohnt, Neuestraße Luxemburg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Briere über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet und, indem er mir auch das echte Original nunmehr abgedruckt 10 zuschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Uebersetzung hintergangen wurde, man nun auch das echte Ori- 15 ginal für eine gleiche Spiegelfechtereie erklärt. An die inneren Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgezogen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrieger erklärt. Er wendet 20 sich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne: denn was das Haupt-Original betrifft, ist es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha, bei welchem ich es doch nie gesehen, oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden. 25 Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihre Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich

übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger aber antwortete ich folgendermaßen:

5 „Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende vertrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich demselben
10 doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Überzeugung
15 auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie sei, wornach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich beim ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische
20 Werk mit meiner Übersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren
25 Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

Weimar den 16. October 1823.“

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersehblichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist. 10

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende sich doch endlich wieder gefunden hat. 15

Nunmehr aber halte für nöthig etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zutwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderot's Werken in dem Augenblick da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen La Religieuse so wie Jacques le 20

Fataliste in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu
 5 gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsre Tagesblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltichweren Abtheilungen
 10 nach und nach zugezählt und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Treßlichkeiten zu bedenken und durchzusprechen, wodurch wir sie uns auf eine
 15 spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf wie ich in meinen biographischen Hefen schon bekannt, mit der französischen Literatur durchaus befreundet
 20 worden. Deßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor
 der Seele stand.

25 Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig sein. Die Regierungsjahre Ludwigs des

Funfzehnten waren ſchon völlig in den Hintergrund getreten, die Revolution hatte ganz andere Zuſtände und Anſichten hervorgebracht; von ſolchen Frechheiten eines müßigen, beſchaulich humoriftiſchen Lebens, wie ſolches in dem Element der erſten ſechziger Jahre ⁵ nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr ſein.

Da man doch aber ältere literariſche Bezüge in ſolchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt ſieht, ſo dachte ich, daß Entſchwundene dem deutſchen Leſer wieder entgegenzuheben; allein auch dieſe Be- ¹⁰ mühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und =Jahre verſchlängen alles Intereſſe und ohne dieß konnte auch ein ſolches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anſpruch machen.

Gleichertweiſe unterließ der Verleger den Abdruck ¹⁵ des Originals, wodurch denn manche Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Jene oben genannten jungen Männer mußten, indem ſie heimlich an ihrer Rücküberſetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich ²⁰ meiner Arbeit hatte folgen laſſen. Sie ſcheinen dieſelben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entſchluß, eine Überſetzung davon dergeltalt an's Licht zu bringen, daß es dem franzöſiſchen Publicum angemessen ſein könnte. Sie gaben daher nun das ²⁵ Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième ſiècle, et de l'état de la littérature et des

arts à la même époque; par M. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint-Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importants
 5 les idées de l'auteur. Paris chez Antoine-Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen; in einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen
 10 Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, indem sie einen leisen Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Nessen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgekehrt, um dem Titel ihres Werkes einige Folge
 15 zu leisten. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Übersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Übersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer
 20 solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind, deßwegen sich nun auch auf diese Weise der Text als zusammenhängend und übereinstimmend ganz bequem lesen läßt.

25 Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald übereinstimmend, bald in einigem Widerspruch sich vernehmen lassen. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen

sie; wobei denn ihre Erweiterungen und die fernere
 genauere Kenntniß dieser Angelegenheit ganz will-
 kommen sind; deßwegen denn dieses Buch, wie es
 liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen
 Literatur, wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahr- 5
 hunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden
 kann. Wobei denn wohl bemerkt zu werden ver-
 dient, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, wo-
 mit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und be-
 handelt. Auch wird es einem jeden bei Durchlesung 10
 dieses Bandes angenehm sein, den Brief Voltaires
 an Palissot wieder zu finden, worin er diesen wegen
 des Schauspiels: Die Philosophen bestraft, ein
 bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter
 Schärfe und Strenge zugleich sich auf's anmuthigste 15
 und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch, die
 vielleicht niemand als Voltaire gelang, vielleicht
 auch keiner andern Nation so gut hätte kleiden
 können.

Nachdem die französische Übersetzung des Didero- 20
 tischen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln,
 ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glück-
 licherweise fand man in Mercier's Tableau de Paris
 eine Stelle, welche sein Dasein außer Zweifel stellt,
 und sowohl vom Oheim als vom Neffen Charakte- 25
 ristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir über-
 setzt hier bei, es ist Mercier, der spricht:

„Ich habe in meiner Jugend den Musikus Rameau gekannt; es war ein großer Mann, trocken und mager, eingeschrumpften Unterleibs, der, gebückt wie er war, im Palais royal spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verchränkt, um sich in's Gleichgewicht zu setzen.

Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Flöten statt der Beine, eine rauhe Stimme; schien von verdrießlicher Laune und, nach Art der Poeten, jaalbaderte er über seine Kunst.

Damals hieß es: alle musikalische Harmonie sei in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, und Rameau's Opern, einige Symphonien abgerechnet, machten mir gewaltige Langeweile, und da alle Welt sagte, in der Musik könne man nicht weiter, glaubt' ich dieser Kunst abgestorben zu sein und betrübt mich innerlich. Da kamen aber Glück, Piccini, Sacchini und erweckten, im innern Grunde meiner Seele, die verdampften oder nicht angeregten Fähigkeiten. Ich begriff nichts von Rameau's großem Ruf und es wollte mir nachher scheinen, als hätte ich damals nicht so großes Unrecht gehabt.

Ich kannte seinen Reffen, halb geistlich halb weltlich, er lebte in den Kaffees und führte alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genies, alle Opfer des Heldenthums, genug alles was nur Großes in der Welt geschehen mochte, auf ein kräftiges Kauen zurück. Ihn zu hören, hatte jenes alles keinen andern Zweck, keinen andern Erfolg als etwas unter die Zähne zu bringen.

Er predigte diese Lehre mit ausdrucksvoller Gebärde und einer sehr mahlerischen Bewegung seiner Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, einer großen Handlung, einem neuen Gesez, so erwiderte er: Vom Marschall von Frankreich an bis ⁵ zum Seifensieder, von Voltaire bis zu Chabanon, das alles rührt sich nur, um etwas in den Mund zu stecken und die Geseze der Mastication zu erfüllen.

Eines Tags sagt' er mir gesprächsweise: „Mein Onkel, der Musikus, ist ein großer Mann, aber mein ¹⁰ Vater, erst Soldat, dann Violinist, dann Kaufmann, dieser war noch größer: Ihr sollt selbst urtheilen, er wußte etwas zwischen die Zähne zu bringen. In meines Vaters Hause lebte ich sehr unbesorgt, denn ich war niemals neugierig genug, um der Zukunft ¹⁵ aufzupassen. Zwei und zwanzig Jahre hatt' ich hinter mir, als der Vater zu mir in's Zimmer trat und sagte: Wie lange willst du so fortleben, nichtswürdiger Laugenichts? Seit zwei Jahren erwart' ich dich thätig zu sehen; weißt du, daß ich, zwanzig Jahre alt, schon ²⁰ gehangen war und eine Versorgung hatte? — Nach meiner muntern Natur antwortete ich meinem Vater: Gehangen ist man wohl versorgt, aber wie hing man Euch auf und seid doch noch mein Vater?

Höre, sagt' er, ich war Soldat und marodirte, ²⁵ der Großprofoß erwißchte mich, ließ mich an einen Baum befestigen, ein kleiner Regen hinderte den Strick zu gleiten wie sich's gehört, oder vielmehr wie sich's

nicht gehört, der Steffchen hatte mir mein Hemd gelassen, weil es zerrissen war, Husaren ritten vorbei und nahmen mir das Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb zerschnitten sie
 5 meinen Strick, ich fiel auf die Erde, sie war feucht und die Feuchtigkeit rief meine Geister zurück. Da lief ich im Hemd in's nächste Dorf, trat in's Wirthshaus und sagte zur Frau: Erschreckt nicht, mich im Hemde zu sehen, mein Gepäck ist hinter mir; davon
 10 hernach! — Jetzt aber verlang' ich nur Feder, Tinte, vier Blätter Papier, Brot für einen Sou und einen Schoppen Wein. Wahrscheinlich hatte mein zerlöcheretes Hemd die Wirthin zum Mitleiden bewogen, ich schrieb auf die vier Blätter: „Heute großes Schau-
 15 spiel, durch den berühmten Italiäner aufgeführt, zu sechs Sous die ersten Plätze, die zweiten zu drei, jedermann wird eingelassen, wenn er bezahlt.“ Ich verschanzte mich hinter einen Teppich, borgte eine Violine, schnitt mein Hemd in Stücke, machte fünf Puppen
 20 daraus und bemalte sie mit Tinte und ein wenig von meinem Blut. Da bin ich nun, meine Puppen wechselsweise reden zu lassen; dazu sang ich und strich die Geige hinter dem Teppich.

Zum Präludium hatte ich aus meinem Instru-
 25 ment gar wunderliche Töne gezogen. Die Zuschauer drängten sich herbei, der Saal war voll, der Geruch aus der nahen Küche gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals Horazen begeisterte, begeisterte

deinen Vater; eine ganze Woche lang gab ich täglich zwei Vorstellungen, jedesmal auf dem Zettel „ohne Unterbrechung“; da ging ich aus der Schenke mit einem Reisefack, drei Hemden, Schuhen, Strümpfen und Geld genug, um die Gränze zu erreichen. Eine 5 kleine Rauigkeit des Halses, durch die Hängerei verursacht, war völlig verschwunden, so daß man in der Fremde meine wohlklingende Stimme bewunderte. Du siehst, daß ich mich im zwanzigsten Jahre schon hervorgethan und eine Versorgung erlangt hatte; du 10 bist zwei und zwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, da sind zwölf Franken, pack dich aus dem Hause!

So verabschiedete mich mein Vater und gesteht! von da auszugehen, war es etwas weiter, als daß 15 man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seit der Zeit seh' ich alle Menschen ihre Hemden nach eigenem Sinn und Fähigkeit zuschneiden, öffentlich Marionetten spielen und das alles nur, um den Mund zu füllen. Nach meiner Über- 20 zeugung ist die Mastication der wahre Endzweck aller der seltensten Dinge dieser Welt.“

Eben dieser Nefte Rameau's hatte an seinem Hochzeitstage alle Leiermädchen, jede zu einem Thaler gemiethet; in deren Mitte trat er auf, seine Braut 25 unter'm Arm: „Ihr seid die Tugend selbst,“ sprach er, „aber ich wollte sie durch die Schatten, die Euch umgeben, noch mehr heraussetzen.“

Diese Unterredung Mercier's mit dem Neffen Kameau's hat vollkommen den Charakter des Gespräches, welches Diderot mit diesem Original durchführte; die beiden Maler haben sich nicht verabredet und eine
 5 solche Ähnlichkeit zeugt untwiderprechlich, daß hier nicht von einer erfundenen Persönlichkeit die Rede sei, sondern von einem sehr wirklichen Wesen, von welchem beide das Porträt nach der Natur genommen haben.

Alles Vorhergehende nochmals übersehend scheint es
 10 mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben ange deuteten Brief des französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo das Interesse dieser Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

15 «Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge et ceux des siècles futurs, vous avez consacrés au culte des muses. Mais c'est au nom des mânes de Diderot que je
 20 vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce
 25 profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en 5 imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Editeur des Oeuvres complètes de Diderot, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le Neveu de Rameau. 10 Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable est si fidèle me disait encore il y a quelques jours le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot. 15

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donnée par Madame la Marquise 20 de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits, s'est permis beaucoup d'amplifications et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'

lui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est [que] traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne
5 qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été
10 détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture et la famille de Diderot et moi-même! C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels
15 sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un
20 exemplaire de mon édition du Neveu de Rameau, vous reconnaitrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez-bon, pour me donner, par la réponse dont j'ose
25 me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de

mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot 5 avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevrez enfin un exemplaire de la traduction de MM. de Saur et de Saint-Géniés dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contresens qu'ils ont faites et des additions qu'ils se sont 10 permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante 15 la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre. 20

Je suis, Monsieur, avec les sentiments du plus profond respect, et de la plus haute considération,

de Votre Excellence

le très humble et très obéissant serviteur 25

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot,
rue St. André des Arts No. 68.

Paris le 27 Juillet 1823.«

II.

Des Hommes Célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque. Par M. Goëthe: traduit de l'allemand par MM. de Saur et de Saint-Géniés. A Paris MDCCCXXIII.

Als die Freunde der Goethischen Productionen von genanntem französischem Werke hörten, fragten sie sich verwundert: was denn eigentlich damit gemeint sei, und wo sich das Original in den Werken ihres Dichters und Schriftstellers finden möchte? Diese Zweifel waren jedoch bald gelöst, denn es zeigte sich, daß die Anmerkungen zu Rameau's Reise, ein Dialog von Diderot, hier als ein selbstständiges Werk behandelt und angekündigt worden, wodurch denn freilich der Gesichtspunct einigermassen verrückt erscheint.

Denn als Goethe im Jahr 1804 sich bewogen fand, genanntes Diderotisches Werk zu übersetzen, mußte sich wohl unter der Arbeit eine lebhaftere Theilnahme nothwendig entwickeln; zugleich trat aber

deutlich hervor, daß der vollkommene Genuß an dieser seltsamen Production nur bei einer näheren Kenntniß der französischen Literatur überhaupt, besonders der gleichzeitigen des Dialogs, nicht weniger dessen, was in jenen Tagen über Musik verhandelt 5 wurde, sich einfinden könne. Nach vollendeter Übersetzung reifte daher der Entschluß, dasjenige alphabetisch zu verfassen und zu ordnen, was sich auf die im Dialog genannten Namen und Hauptgegenstände nothwendig bezog, um dadurch dem deutschen 10 Leser einen anschaulichen Begriff von einer höchst problematischen Production einigermaßen mitzutheilen, welches denn auch seiner Zeit bei der theilnehmenden Classe die Wirkung nicht verfehlte.

Indessen trat für das nördliche Deutschland 15 die jammervolle Epoche von 1806 ein, die beabsichtigte Herausgabe des Originals unterblieb, so wie denn auch die Übersetzung bei vorwaltenden widerwärtigen Umständen bald in Vergessenheit gerieth, indem sich niemand mit einer feindlichen 20 Nation und ihrer Literatur abzugeben einiges Bedürfniß fühlte.

Erst später, als man eine Sammlung der sämtlichen Diderot'schen Werke veranstaltete, kam auch gedachter Dialog wieder zur Sprache, und da alle 25 Forschung, wo das Original sich versteckt haben möchte, ganz erfolglos blieb, gab man in dem Prospectus aus der Übersetzung einen allgemeinen Begriff

von dem fraglichen Werke, und versuchte die Rück-
 übersehung einiger Stellen, welche glücklich gelangen,
 indem der deutsche Übersetzer sich ganz nahe an seinen
 Text gehalten und zugleich Sinn, Wendung und
 5 Wort nachzubilden bemüht gewesen.

Einstweilen ruhte nun die Sache, bis im Jahr
 1821 Le Neveu de Rameau, dialogue in Paris
 erschien, als Diderot's hinterlassenes ungedrucktes
 Werk großes Aufsehn erregte, und als eine, dem In-
 10 halt und der Form nach höchst seltsame Erscheinung
 zu mancherlei Betrachtungen und Wünschen Anlaß
 gab.

Während der Zeit hatte sich der Herausgeber des
 Dialogs, Herr Vicomte de Saur, noch einen Ge-
 15 hülfs Herrn de Saint Geniès, zugesellt und beide,
 nicht ohne Einfluß eines unterrichteten Deutschen,
 wendeten sich zu den Anmerkungen und übersehten sie,
 änderten jedoch die Ordnung der aufgestellten Cha-
 raktere aus einer alphabetischen in eine dem Werth
 20 und der Würde der Personen und Gegenstände mehr
 angemessenen scheinende Folge.

Durch dieses Umstellen jedoch wird die Ver-
 gleichung des Übertragenen mit dem Original sehr
 erschwert, und es wird nicht deutlich, was eigentlich
 25 dem Deutschen und was den Franzosen angehöre.
 Da wäre denn zu untersuchen: in wiefern sich die
 Übersetzer an's Original gehalten, sich von demselben
 entfernt, Gedanken entwickelt, Meinungen substituirt

und sonst Veränderungen vorgenommen haben, um ihrer Nation das günstige Urtheil eines Fremden über ihre vorzüglichsten Männer noch erst recht eingänglich und schmackhaft zu machen.

In eben dem Sinne lassen sich die Notizen betrachten, 5
welche sparsam eingeschaltet und am Schlusse mäßig nachgebracht werden. Sie sind bestimmt, wie gesagt wird, die Ideen des deutschen Verfassers über verschiedene bedeutende Punkte zu entwickeln und zu ver-
vollständigen, wobei sich denn einige angenehme histo- 10
rische Data deutlich ergeben. Wir erhalten anschauliche Kenntniß, daß der Geist der Verneinung auch in Frankreich zu Hause sei; journalistische Kritiker zweifelten an der Persönlichkeit des Neffen, und wollten ihn nur für eine phantastische Erfindung gelten lassen. 15
Glücklicherweise fand sich in Mercier's Tableau de Paris eine geistreiche Schilderung beider Rameaus, wo der Neffe völlig übereinstimmend mit dem Diderotischen auftritt; er ist gleich redselig, nur ist seine Frechheit fast noch gewissenloser, als man sie gekannt. 20
Er spricht auf das schmähhchste von seinem eigenen Vater, der ihn denn freilich auch auf das schonungsloseste behandelt hat. Eine Haupteigenschaft des Neffen, die Geizhätigkeit, wird von Mercier mit kräftigen Zügen gleichfalls gerügt. 25

Der andere Zweifel ward erregt, ob Diderot der Verfasser sei, oder ob man den Dialog als ein Machwerk ansehen müsse, welches unterzuschreiben ein neuerer

die Kühnheit gehabt? Auch dieser Entwurf wird gründlich widerlegt und kommen einige gute Bemerkungen zur Sprache. Wir sehen uns ferner verschiedentlich aufgeklärt über *Piron*, über seine kleineren
 5 Stücke, wie auch die *Metromanie*. Gar manches andere dieser Art wird historisch bekräftigt und hie und da berichtet, wie einem deutschen Leser angenehm sein wird, der sich um französische Literatur zu bemühen geneigt ist.

10 Im Ganzen wird ihm jedoch höchst merkwürdig und lehrreich erscheinen, wie diese guten jungen Männer, die mit Leidenschaft deutschen Schriftstellern zugethan sind, oftmals, indem sie manches nach eigenem Sinne vortragen, den Zwiespalt französischer und deutscher
 15 Denkweise unbewußt aussprechen. Es sind nun einmal gewisse Dinge, von denen sie nicht abgehen, andere, die sie sich nicht zueignen können; doch sucht ihr Urtheil überall irgend eine Vermittlung. Die Gedanken der Frau von Staël kommen zur Sprache,
 20 und werden theils aufgenommen, theils abgelehnt; im Ganzen aber sieht man den Zweck, beiden Nationen einen wechselseitigen guten, obgleich bedingten Begriff mitzutheilen.

Im literarischen Sinne jedoch werden die vorzüg-
 25 lichen und wohlwollenden Männer ihr Verdienst noch besonders dadurch steigern, wenn sie sich von dem Leben deutscher Schriftsteller, von Inhalt und Form ihrer Productionen genauer zu unterrichten suchen,

welches ihnen in der gegenwärtigen Zeit, die so vieles in's Klare setzt, nicht schwer werden kann. Behalten sie übrigens den guten Willen gegen uns und unsere Nation im Ganzen, gegen die Einzelnen im Besondern, so kann daraus ein wechselseitig nützlich^s und erfreuliches Verhältniß entstehen.

Diderot's Versuch über die Malerei.

übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geständniß des Übersetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammen-
5 hangende Abhandlung zu schreiben? eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtiget, ihn so gut man nur konnte geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zu-
rückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand,
10 und noch zaudert man, anzufangen.

In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört, und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch
15 auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Überzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu
übersehen glauben, oder erhöht unsere eigne Vor-
20 stellung, unser eignes Gefühl durch tiefere Einsicht,

durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich, das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so 5 lange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für dießmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung 10 nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft, man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorübergehende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerspruch und 15 Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege so wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sei noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor. 20

Daher mag es kommen: Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und so ist auch diese Übersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen 25 entstanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst, nach unserer Über-

zeugung, zu entwerfen, fällt mir Diderot's Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm auf's neue, ich table ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für
5 den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifre über seine Paradoxe, ich ergöze mich an der Lebhaftigkeit seiner Überblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit
10 einem abgechiednen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst! Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vor-
sächlich gegen pedantische Manieristen der französischen
15 Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr statt findet, und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner auf-
fordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß
20 seine Grundsätze, die er mit eben so viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu
veranlassen, als ein neues Kunstgebäude zu errichten;
25 daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Übergang vom Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit

als theoretische Grundmaximen fortspuken, und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgesehenen Diderot, nicht mit seiner in gewissem Sinne schon ⁵ veralteten Schrift, sondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Puscherei, zwischen Kunst und ¹⁰ Natur hinschleifen, und eben so wenig geneigt sind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Gränze zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken, und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ergeben sind, bei allen, denen es Ernst ist, befestigen helfen!

Erstes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Ge-
5 stalt, sie mag schön oder häßlich sein, hat ihre Ur-
sache, und unter allen existirenden Wesen ist keins,
das nicht wäre, wie es sein soll.“

Die Natur macht nichts Inconsequentes, jede Ge-
stalt, sie sei schön oder häßlich, hat ihre Ursache,
10 von der sie bestimmt wird, und unter allen orga-
nischen Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht
wäre, wie sie sein kann.

So müßte man allenfalls den ersten Paragraphen
ändern, wenn er etwas heißen sollte. Diderot fängt
15 gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren,
damit er künftig, nach seiner Art, Recht behalte.
Die Natur ist niemals correct! dürfte man eher
sagen. Correction setzt Regeln voraus, und zwar
Regeln, die der Mensch selbst bestimmt, nach Gefühl,
20 Erfahrung, Überzeugung und Wohlgefallen, und dar-
nach mehr den äußern Schein als das innere Dasein
eines Geschöpfes beurtheilt; die Gesetze hingegen, nach
denen die Natur wirkt, fordern den strengsten innern

organischen Zusammenhang. Hier sind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Ursache als Folge und die Folge als Ursache betrachten kann. Wenn eins gegeben ist, so ist das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Dasein, 5 auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes, unbekümmert ob es schön oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu sein bestimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in Einem Theile verletzt werden, sogleich leiden andere Theile mit. 10 Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nun nicht mehr, was es sein sollte, sondern was es sein kann. 15 Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzutwenden.

„Sehet diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmähliche Wachsthum der Augenhöhle hat die Lider nicht ausgedehnt, sie 20 sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbrauen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie 25 dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen, und so sind alle Theile des Gesichtes gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter

von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? glaubt ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sei? und die Schultern
 5 und die Brust? Ja freilich für eure Augen und für die meinen. Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: dieß sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

10 Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn aus einander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen,
 15 die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunct gesucht, der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und
 20 Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: es sind die Füße eines Bucklichten."

Vielleicht scheint manchem die vorstehende Be-
 25 hauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr: daß die Consequenz der organisirenden Natur, im gesunden Zustande sowohl als im kranken, über alle unsere Begriffe geht.

Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will. 5

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu thun, als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Ursachen, desto zufriedener würden wir sein.“ 10

Hier kommen die Grundsätze Diderot's, die wir bestreiten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Äußerungen geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren, Natur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge 15 muß sein, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisirt ein lebendiges gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der 20 Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Sinne möglich, der Künstler ist nur 25 zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Äußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unsern geistigen und sinnlichen

Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Leben-volle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

5 Auf einem ganz andern Wege muß der Natur-betrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig ist, die Labyrinth des organischen Baues wie den Grundriß
10 eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch, so wie der Künstler, fühlt wie billig ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher als in
15 seinem Vaterlande herumwandelt, dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respekt vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein
20 Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pflirsichs verzehrt, und den Saft der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Ge-
25 nuß gegen einander, ohne sich wechselseitig aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er

für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist der folgende Periode, ja noch schlimmer, denn diese leidige, groß- und schwerköpfige,⁵ kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch consequent wäre. Überdieß kann sie auch der Physiolog nicht brauchen, denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor;¹⁰ der Patholog eben so wenig, denn sie ist nicht krankhaft, noch monströs, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wunderlicher trefflicher Diderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durch¹⁵ einander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmühen, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen, und aus eben²⁰ dieser Unwissenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, so würde doch ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte, und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Knie, lästiger²⁵ und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen.“

Zu Anfang des vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er

hinterher fester zuziehen will. Er sagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deswegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und
 5 nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern Einsicht, zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor
 10 dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können? darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen,
 15 im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl daß eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei, und besonders im Gefühl was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig sei; damit er sich nicht zu weit aus seinem
 20 Kreise entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen
 25 hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie conveniren nicht über dieß und jenes,

das aber anders sein könnte, sie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genies liegen, als die große 5 allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. 10 Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sei, ob man hier und da etwas Conventi- tionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe; ja es ist nicht einmal die Frage, ob die echten Regeln je- 15 mals gefunden oder befolgt worden sind? sondern man muß kühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen, und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vor- schreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten 20 Ausbildung fühlt und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu dem folgenden Perioden sagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist paradox hingestellt, um uns auf 25 Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil alles zusammenhängt, man wird auf diesen

übelstand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Nase, indem das übrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel
 5 aussehn. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochne Nase."

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was soll das hier bedeuten? was beweisen? und warum wird hier Antinous gebracht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird
 10 entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte
 15 gar nicht die Rede sein, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgender Periode, hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

20 „Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbeigehen sehen: er sei übel gemacht. Ja nach unsern armen Regeln; aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir sagen von einer Statue: sie habe die schönsten Proportionen. Ja nach unsern
 25 armen Regeln, aber was würde die Natur sagen?“

Mannichfaltig ist die Complication des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen

Natur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß, und dadurch ihre lebendige productive Realität auf das kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel ⁵ keine Ansprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, sondern die Natur auf dem würdigsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben. 10

Die Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erschei- ¹⁵ nungen, indem sie das Gesefliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu ²⁰ wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles ²⁵ den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend sein:

und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

- 5 Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufne Künstler nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur
10 als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

„Es sei mir erlaubt, den Schleier von meinem
Bucklichen auf die mediceische Venus überzutragen,
so daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr
15 werde. Übernahme nun die Natur zu dieser Fuß-
spitze eine Figur auszubilden, so würdet ihr viel-
leicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein
häßliches und verschobenes Ugeheuer entstehen sehen;
mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil
20 geschähe.“

Der falsche Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

- 25 Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personifizierte göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen, und

um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verhängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt sei? hier auch diese ungeschickte Zumuthung ⁵ beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze und vernimmt, warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen, ruft sie ihm zu: Du versuchst mich vergebens durch eine ver- ¹⁰hängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg; ich weiß was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem ¹⁵ Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Übereinstimmung sei. Ich ²⁰ sage dir: diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin, ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch ²⁵ dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die

thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst; aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstanden, kein echter Künstler verlangt
5 sein Werk neben ein Naturproduct, oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er,
10 um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbst hervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das gibt wohl ein lusternes
15 Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Märchen. Die Tradition sagt: daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers
20 aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die ver-
25 dient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Oratel geziemt, ge-

prochen hat. Einen verworrenen Knäuel kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannichfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer, in ihren Anfängen unmerklichen, Inconsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur wegwerfen müssen.“

Ja! der Künstler verdiente diese Demüthigung, daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes, seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabsetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturproducts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer supponirten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserm Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählich zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der Künstler sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll; und ich würde es euch sagen.“

5 Wenn es der Fall sein kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nöthigendes, etwas Gehehliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen sein, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache bei
10 Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugesteht. Nur geht er leider zu geschwind
15 über das, was gehehlich sein soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen, denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus
20 der Natur sich nicht halten können; daß das Alter, der Zustand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken.“

Dies ist keineswegs ein Gegenjah gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist
25 sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man sie

gleich erst bei Seite sehen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt ist.“

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, 10 die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und 15 des Ganzen; daher sehe ich das Kind entspringen, den erwachsenen Mann und den Greis; den wilden, so wie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Soldaten und den Lastträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen 20 Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige 25 gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte es ein Mensch von fünf und zwanzig Jahren

sein, der schnell auf einmal aus der Erde entstanden wäre, und nichts gethan hätte; aber dieser Mensch ist eine Chimäre.“

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu
5 widersprechen, und doch muß man sich gegen das
Captiose, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen
sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich
ohne Übung, in einer absoluten Ruhe, ausgebildet
hätten, und doch denkt sich der Künstler, indem er
10 seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper,
welcher, durch die mäßigste Übung, zu seiner größten
Ausbildung gekommen ist; allen Begriff von Mühe,
von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen
Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine solche
15 Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar
wohl von der Kunst hervorgebracht werden, und ist
alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Caricatur, dasselbe
kann man von dem Alter sagen; das Kind ist eine
20 unförmliche flüssige Masse, die sich zu entwickeln
strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und trockne
Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich
nach und nach auf nichts zu reduciren.“

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein,
25 daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der
schönen Kunst zu verbannen sind. In so fern der
Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen
Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel ent-

wirkelsten Naturen in den Cyclus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler seine 5 Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung, da ist es, wo das poco più und poco meno, eine Abweichung hinein oder heraus, Fehler oder Schönheiten hervorbringen.“

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper 10 schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf 15 wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur un- 20 möglich ist, wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. 25 Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich
5 nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen, er bringt uns durch einen leichten Übergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter
10 und die Functionen verhalten mögen, indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht — Das gebe ich zu — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu
15 studiren hat.

Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel keine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten sein, daß dieser Geschundne beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit
20 beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine Befestigung, sein Einschniegen! Wird
25 er nicht alles zu stark ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? Werde ich nicht den verwünschten Geschundnen auch in Weiberfiguren wieder finden?

Weil ich denn doch einmal nur das Äußere zu zeigen habe, so wünschte ich, man lehre mich das Äußere nur recht gut sehen, und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll.“

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leicht-⁵ geistigten Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus. Ja, das Äußere soll der Künstler darstellen! Aber was¹⁰ ist das Äußere einer organischen Natur anders als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Äußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide¹⁵ Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Dasein, so wie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll,²⁰ damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, anzumachen; aber so viel kann man im Allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lernest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische²⁵ Componist wird, bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten, den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußst du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit

5 Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler sein, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen, denn es hält schwer, das Unnütze wegzuw

10 „Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deshalb, sagt man, damit man lerne, wie man die Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man, nach diesem Studio, gar viel Mühe hat, die Natur nicht anders zu sehen als sie ist.“

15 Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei schönem Talente, immer angenehm erscheinen; der Künstler, der sich um's

20 Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen, und hier ist auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl oder übel thut.

25 Hat nun bisher unser Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so zieht er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit

den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Puncte bewegt er sich durch einen raschen Übergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein 5
lesen, und darum darf ich schreiben, was mir beliebt. Die sieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? und wollt ihr wissen, was ich davon denke? Eben während diesen mühseligen und grausamen Jahren nimmt man in der 10
Zeichnung eine Manier an; alle diese akademischen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden, 15
und immer durch ebendenselben armen Teufel, der gedungen ist, dreimal die Woche zu kommen, sich anzukleiden, und sich durch den Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur 20
gemein? Der Mann, der in eurem Hofe Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen hat und, mit zwei Armen in der Höhe, auf dem Schulgerüst diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie 25
verhält sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder den man auf der Straße todtschlägt? Was

für ein Verhältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf meiner Kreuzstraße? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, schläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten erstickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!"

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskelförper vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem, freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Eben so gut möchte man die Künstler, um ja das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Vestris, oder Gardel, oder zu irgend einem andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich mit

Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht
 falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter sein
 könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun
 kommen sie heraus, um sich an's Tuch zu hängen.
 So oft der Künstler seinen Stift oder seine Feder ⁵
 nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespenster, und
 treten vor ihn, er wird sie nicht los, und nur ein
 Wunder kann sie aus seinem Kopfe verjagen. Ich
 kannte einen jungen Menschen, voll Geschmack, der,
 ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand that, ¹⁰
 Gott auf seinen Knien anrief und vom Modell be-
 freit zu werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig,
 ein Gemählde zu sehen, das aus einer gewissen
 Anzahl Figuren besteht, ohne, hie und da, einige
 dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Be- ¹⁵
 wegungen zu finden, die akademisch sind, einem
 Mann von Geschmack unerträglich mißfallen, und
 nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd
 ist. Daran ist denn doch das ewige Studium des
 Schulmodelles Schuld. ²⁰

Nicht in der Schule lernt man die allgemeine
 Übereinstimmung der Bewegungen, die Überein-
 stimmung die man sieht und fühlt, die sich vom
 Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt.
 Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, ²⁵
 so werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen,
 sie hebe den Kopf wieder auf, und halte ihn gerade,
 so gleich gehorcht die ganze übrige Maschine.“

Durch die Behandlung bei der französischen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten Zweck des Modells, den Körper physisch kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen ausdrücken. Da denn unser Freund freilich ganz im Vortheil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell zu stellen, man darf nur sehen, was der Herr Professor sich darauf zu Gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen gedungenen Teufel sagen könnte: Mein Freund, stelle dich selbst! mache was du willst! Viel lieber gibt er ihm eine sonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders.

Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr da? Zwei Jahre. Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Cartheusern, dort werdet ihr den wahren Ausdruck der

Frömmigkeit und Junigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen Feste, geht in die Kirche, schleicht euch zu den Beichtstühlen, dort werdet ihr sehen, wie der Mensch sich sammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landschenke, dort werdet ihr wahrhaft 5 erzürnte Menschen sehen; mischt euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf Märkten, in Häusern, und ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. Seht! gleich hier! 10 zwei von euren Kameraden streiten. Schon dieser Wortstreit gibt, ohne ihr Wissen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lektion eures geschmacklosen Professors, und die Nachahmung eures geschmack- 15 leeren Modelles vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an den Platz aller dieser Falschheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Le Seneur sehen sollt; und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu fein ver- 20 langt.“

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt wie Diderot ihn gibt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, 25 was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Vorübungen fremd,

so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante, oder das, auf sentimentalen Abwegen, falsch Interessante darstellen.

5 „Etwas anders ist eine Attitude, etwas anders eine Handlung. Alle Attitude ist falsch und klein, jede Handlung ist schön und wahr.“

Diderot braucht das Wort Attitude schon einige-
mal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt,
10 die es mir an jenen Stellen zu haben schien, hier ist es aber nicht übersetzlich, denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Überhaupt bedeutet Attitude, in der französischen akademischen
Kunstsprache, eine Stellung, die eine Handlung oder
15 Gesinnung ausdrückt, und in so fern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände,
gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich
20 bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein deutsches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

25 Von den Stellungen geht Diderot zum Contrast über und mit Recht. Denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an Einer Figur, so wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zusammen-

gestellter Figuren, entsteht der Contrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

„Der übel verstandene Contrast ist eine der traurigsten Ursachen des Manierirten. Es gibt keinen wahren Contrast als den, der aus dem Grunde der Hand- 5 lung entspringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe, oder des Interesse. Wie geht Rafael, wie Le Sueur zu Werke? Manchmal stellen sie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung ist herrlich. Bei den Cartheusern, in der 10 Messe oder der Vesper, sieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis fünfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Berrichtung, gleiche Bekleidung; und doch sieht keiner aus wie der andre. Sucht mir nur keinen andern Contrast als den, der diese Mönche 15 unterscheidet! hier ist das Wahre! Alles andere ist kleinlich und falsch.“

Auch hier ist er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im Ganzen Recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettan- 20 tisch in seinem Rath. Aus ein paar symmetrischen Mönchsreihen hat Rafael gewiß manches Motiv zu seinen Compositionen genommen, aber es war Rafael der es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich immer mehr ausbildende und vollendende Künstler. 25 Man vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunst-Anleitung zur Natur hinstößt, von Natur und Kunst zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über, er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen: daß eine Figur rund und vielseitig sei, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

10 „Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß ihr nur die Eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nach- bildet? Versucht, meine Freunde, auch die Figur als
15 durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, in- dessen andere sich verkürzen, wie diese zusammen-
20 sinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der Einen Seite des Gegenstandes, die euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Übereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nur
25 Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaunlicher Zeichner seid.“

Indem Diderot Künstlern den Rath gibt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von Einer Seite 5 gefällig zu sein suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die vordere als 10 Rückseite der Figur hineinzeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unser's Verfassers Rath nicht ganz deutlich sein sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr 15 wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammengezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an 20 die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen. 25

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde.

Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des auferlesenen Gefühls.

Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen: wenn der Schüler, mit Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Kunden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Manns und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden, lebte ich in einem Skavenlande, so hieße ich sie kommen.

Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter, in den Formen Veränderung bewirken.

Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungsfähigkeit erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet seine Lection auf das lebendige belebte Nackte an. Höchstens zwölfmal des Jahrs zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen und freies Fleisch

sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund, und dort gleichsam winklig sein müsse; er wird einsehen, daß wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase, oder wie ein Wollfack aussieht.“

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben sei'n, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht mit dem Verfasser zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunnenen Blasen und keine ausgestopften Wollfäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike.“

Fürwahr, so schlimm du angefaugen hast, endigst du, wahrer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Capitels in Unfrieden von dir scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht jeder so gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbst er-

griffner Weg sei der beste, und führe am weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren
 5 werth, so gescholten und discreditirt zu werden, daß kann ich nicht entscheiden, aber, im Allgemeinen genommen, ist in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künstler soll nicht sowohl gewissenhaft gegen
 10 die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst sein. Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen sein, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgechiedner
 15 Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirst du im Ernste selbst nicht läugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierirte veranlasse, kann eben so gut, durch eine richtige
 20 Methode, ein echter Stil verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: welches Genie der Welt wird, auf Einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Überlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die echten Formen ergreifen, den wahren Stil erwählen
 25 und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdentloß

entstünde, und vollendete Glieder hätte, ohne sie jemals gebraucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßtest zu streiten, zu schwächen, uns zu eifern, und wieder kühl zu werden. Die ⁵ höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder.

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich, bei Behandlung dieser Materie, seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sei. Schon in der Überschrift gibt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Übersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidenen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er sich Unrecht, sie sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen und seine Bemerkungen treffend; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und selbst das nahe Liegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem 5
Wahren zu sondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeich= 10
nen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch man wäre fähig dazu, 15
eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden unvollständigen Aufsatzes, wohl schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit, bei diesem Capitel, Freunden der Kunst nützlich zu machen. 20

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten sophistischen Tücke, die verschiednen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns wie in einem Zergarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe 25
daher seine Perioden getrennt und sie unter gewisse Rubriken, in eine andre Ordnung, zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes

Capitel keinen innern Zusammenhang hat und vielmehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nur durch eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung
 5 meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse
 Übersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen,
 was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

Hohe Wirkung des Colorits. „Die Zeichnung
 10 gibt den Dingen die Gestalt; die Farbe das Leben;
 sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt.“

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf's
 Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir
 an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen, nur
 15 durch das Gesicht, gewahr werden. Man muß die
 Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich
 von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens
 einen Begriff zu machen.

Seltenheit guter Coloristen. „Wenn es
 20 mehrere treffliche Zeichner gibt, so gibt es wenig
 große Coloristen. Eben so verhält sich's in der
 Literatur, hundert kalte Logiker gegen Einen großen
 Redner, zehn große Redner gegen Einen vortrefflichen
 Poeten. Ein großes Interesse kann einen beredten
 25 Menschen schnell entwickeln und, Helvetius mag sagen
 was er will, man macht keine zehn gute Verse ohne
 Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde.“

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, in's Allgemeine, und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer ⁵ wird alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die Stimmung alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung ¹⁰ und Anordnung, zur Beleuchtung, wie zur Färbung und zum Ausdruck, so wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen Theilen gewahr werden. ¹⁵

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: es gibt mehr gute Coloristen als Zeichner, oder, wenn wir anders billig sein wollen: es ist in einem Fall so schwer als in dem andern vortrefflich zu sein. Stelle man übrigens ²⁰ den Punct, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so tief als man will, so wird man immer zum wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloristen antrifft. Man darf nur ²⁵ an die niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und gibt es wirklich eben so viel gute Coloristen als Zeichner, so führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn
 5 auch keine vollkommene Theorie, doch wenigstens gewisse Grundsätze, gewisse Regeln und Maße, die sich überliefern lassen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundsätze, noch irgend etwas, das sich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf
 10 Beispiele, er wird auf seinen eigenen Geschmack verwiesen. Und warum ist es denn doch eben so schwer gut zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung sehr viel Kenntnisse erfordert, viel Studium voraussetzt, weil die Ausübung derselben sehr verwickelt ist, ein anhaltendes Nachdenken
 15 und eine gewisse Strenge fordert; das Colorit hingegen ist eine Erscheinung, die nur an's Gefühl Anspruch macht und also auch durch's Gefühl gleichsam instinctmäßig hervorgebracht werden kann.

20 Ein Glück daß es sich also verhält! Denn sonst würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundsätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Ursachen. Diderot bringt in der Folge verschiedenes hierüber
 25 zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieser Rubrik in unsern Lehrbüchern aussehe, kann man sich überzeugen, wenn man z. B. den Artikel Colorit in Sulzer's all-

gemeiner Theorie der schönen Künste mit den Augen eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist da nur eine theoretische Spur? Wo ist da nur eine Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es 5 eigentlich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewiesen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen setzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die zweite Welt gestoßen, dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken und 10 wer weiß was alles betrachten, da soll er beobachten, da soll er lernen, da soll er, wie ein Kind das man aussetzt, sich in der Fremde durch eigne Kräfte fort- helfen. Schlägt man deswegen das Buch eines Theo- risten auf, um wieder in die Breite und Länge der 15 Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie im Allgemeinen zur Kunst, so wie im Be- sondern zu einem bestimmten Theile der Kunst unent- 20 behrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein ge- wisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich, freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst bestehen; dagegen hat 25 es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann

nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

Urtheil über die Farbengebung. „Nur die
5 Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeichnung, die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierin können wir keinesweges einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des
10 Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in so fern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Colorit als eigentlichem Kunstproducte kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch
15 eine gewisse Allgemeinheit oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung,
20 Kinder werden durch Ähnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es gibt gar vieles, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpuncten zuverlässig zu sein. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians
25 Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muster des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammenfegung; das Auge hat niemals den Coloristen vernachlässigt.“

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede 5 nicht sein! Ja, wenn man es streng nimmt, gibt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerchaft keinen Anspruch, der echte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. 10 Es gibt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch in Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angibt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst echte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten. 15

Seltenheit guter Coloristen. „Aber warum gibt es so wenig Künstler, die das hervorbringen könnten, was jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die 20 Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben so wenig als die Ordnung einer schönen Zusammenfegung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt, je vollkommener sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen 25 in der Natur und der Kunst, diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt sein kann, Langeweile und

Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseins so wie um die verfließende
 5 Zeit betriegt.

Homers Gefänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas Ähnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist be-
 greiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schau-
 10 spieler's? Er wird von Tausenden und aber Tausenden gesehen und bewundert und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines echten Coloristen.

Wahrheit und Harmonie. „Wer ist denn
 15 für mich der wahre, der große Colorist? Derjenige, der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegenstände gefaßt hat und der zugleich sein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber sagen: Derjenige welcher die
 20 Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w. lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältniß zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in
 25 ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte, sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modificirt und überdieß

sehen wir sie noch durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug auf tausenderlei Weise bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es ist die-
 5
 jenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen, die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen, sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung
 10
 des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert, und man kann eben so gut sagen, wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische, als man sagen kann, die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische.
 15
 Diese Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Physikern zufällige Farben genannt.

Leichte Vergleichung. „Nichts in einem Bilde spricht uns mehr an als die wahre Farbe, sie ist
 20
 dem Unwissenden wie dem Unterrichteten verständlich.“

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch ist es nöthig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen? Bei allem, was nicht menschlicher Körper ist, bedeutet die Farbe fast mehr als die Ge-
 25
 stalt, und die Farbe ist es also, wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie uns interessieren. Der einfarbige, der unfarbige Stein

will nichts sagen, daß Holz wird durch die Mannich-
 faltigkeit seiner Farbe nur bedeutend, die Gestalt des
 Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, daß uns
 durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich an-
 5 lockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine indi-
 viduelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter
 und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind
 nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders er-
 scheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle,
 10 anders auf Seide. Taffet, Atlas, Sammt, obgleich alle
 von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge,
 und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr
 täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Ge-
 mählde das Bestimmte, Lebhafteste, Individuelle eines
 15 Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen,
 wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken?
 Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch,
 die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert
 es der Wirklichkeit.

20 Farben der Gegenstände.

Farbe des Fleisches. „Man hat behauptet,
 die schönste Farbe in der Welt sei die liebenswürdige
 Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Be-
 scheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens
 25 zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rühren-
 des, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt: denn
 das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige

Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu sein; diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben bringen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, 5 das Übrige ist nichts dagegen. Tausend Maler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben, ohne es zu fühlen.“

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe, die wir an Körpern erblicken. Die Ele- 10 mentarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden wie alle andern Stoffe der Natur veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch, und man 15 erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenrassen innerlich und äußerlich vollkommener organisirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die 20 unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Ähnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen des 25 Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz

und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu sein scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerte zu mahlen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einklang sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um sich im Colorit zu bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien ein Porträt mahlen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisck zu mahlen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pflirsche zu mahlen, ihr werdet sehen, wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deswegen, weil er das Fleisck hervorbringt, wann er will.“

Man kann sich nicht munter, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers, er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Maler aus Rigaud's Schule, 5 oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch da- 10 durch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Äußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth 15 und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indessen der Künstler sich an 20 sein Tuch heftet, indessen sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, so mußte ich vor Langeweile gähnen, zeigte sich der Abbé 25 Trublet meiner Einbildungskraft, so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärt-

lichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinsten Blutgefäße wurden erschüttert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen
 5 hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerksamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese Leinwand die sich rührt,
 10 sich bewegt, sich ausdehnt und so bald erschläfft, sich färbt und mißfärbt, nach unendlichen Abwechslungen dieses leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt.“

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit
 15 einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde,
 20 als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlertalent, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinern, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es
 25 eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine sowohl geistige als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand festzuhalten,

zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergessen, auch von der Farbe der Leidenschaft zu reden, und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene 5 Farbe? verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leidenschaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn. Entflammt er das Gesicht, so brennen die Augen, ist er auf dem höchsten Grad, so verengt er das Herz, anstatt es auszudehnen. Dann verwirren 10 sich die Augen, die Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die Wangen, die Rippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, süßer Genuß, glückliche Befriedigung! färbt nicht jeder dieser Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?“ 15

Von diesem Perioden gilt, was von dem vorigen gesagt worden: auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist; wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen auf= 20 merkjam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im Folgenden zur Absicht.

„Die Mannichfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe, unserer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das 25 Colorit vollkommener zu machen.“

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne falsch zu sein.“

Daß die Localfarbe sowohl in einem ganzen Bilde als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes
 5 gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen
 10 Punkt, über den wir oben schon einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt, daß es freundliche und feindliche
 15 Farben gebe, und man hat Recht, wenn man darunter versteht: daß es solche gibt, die sich schwer verbinden, die dergestalt neben einander absehen, daß Licht und Luft, diese beiden allgemeinen Harmonisten, uns kaum die unmittelbare Nachbarschaft erträglich
 20 machen können.“

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den
 25 Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgibt,

gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt, so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an, man vermischte das von dem Colorit kaum getrennte Hell Dunkel auf eine unzulässige Weise wieder mit demselben, man brachte 5 die Massen herbei, man redete von Luftperspectiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzerische Capitel von Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farbe sei, nicht herausgehoben, sondern 10 unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existirt, auch durch Zu- 15 sammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler diese Partien besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk 20 versteht.“

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verstehen sich auf die Harmonie der Farben, die eine weiß, was ihr wohl ansteht, die andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum 25 begibt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf

verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht, was sie sich zueignet und was sie verschmährt? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Maler ist darauf hingewiesen, jeder fordert sie von ihm und niemand sagt ihm, was sie sei. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach sein, ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegentheil läßt sich die Stärke des Colorits mit der Harmonie schwer verbinden.“

Man gibt keineswegs zu, daß es leichter sei, ein schwaches Colorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn die Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sei.

„Weiß mahlen, und hell mahlen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht.“

Ein Gemählde kann allen Anforderungen an's Colorit genuegethun und doch vollkommen hell und licht sein. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieselben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen werden einen ernsten ¹⁰ ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes hell mahlen als ein weißes freidenhaftes Bild darstellen.

Noch eins! die Erfahrung lehrt, daß helle heitere Bilder nicht immer den starken kraftvollen Effect ¹⁵ bildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnolett zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es gibt eine Zauberei, vor der man sich schwer verwahren kann, es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu ²⁰ geben versteht. Ich weiß nicht, wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemählde steht eine Frau, in weißen Atlas gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und seht das Kleid allein, vielleicht erscheint euch dieser Atlas schmutzig, matt ²⁵ und nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsobald wird der Atlas und seine

Farbe ihre Wirkung wieder leisten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhältnißmäßig verliert, so ist nicht zu bemerken was jedem einzelnen gebricht; die Übereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur bei Sonnen-
 5 untergang gesehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Übereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

10 **Fundament der Harmonie.** „Ich werde mich wohl hüten in der Kunst die Ordnung des Regenbogens umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Malerei was der Grundbaß in der Musik ist.“

15 **Endlich** deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei, was die französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen
 20 Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als das Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so
 25 mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen

so wie die prismatischen Erscheinungen sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenercheinungen. Es gibt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, ⁵ sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere allgemeine Harmonie gibt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden, jener umfaßt sogar ¹⁰ nicht einmal alle Erscheinungen, die wir bei der Refraction gewahr werden, er ist so wenig der Generalbaß der Farben, als ein Duraccord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne gibt, so ist ein Duraccord harmonisch. Forschen ¹⁵ wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar ²⁰ wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß; so wird auch ²⁵ diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage

nur stille bei Seite lehnen und eigenfönnig behaupten darf: alles sei ja schon erklärt!

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die
5 Gränzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte und beschränkte kleine Manier zu bereiten, das was wir so unter uns ein Protokoll nennen.“

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Maler verfallen sein mögen, welche sich
10 an die beschränkte Lehre des Physikers zu nahe anschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unläugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll,
15 weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war, was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht, bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören, oder sie der-
20 gestalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durch's ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemählde wie auf der Palette nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine
25 wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Festigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemählde gesehen, aber

ich glaube mir nach Diderot's Worten wohl vorzustellen was er meint.

„Fürwahr es gibt solche Protokollisten in der Malerei, solche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beständig errathen kann was sie 5 machen werden. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat, so kann man gewiß sein, diese oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, so weiß man alles Übrige. Ihr ganzes Leben 10 lang thun sie nichts weiter als diese Ecke zu versehen; es ist ein beweglicher Punct, der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält und bleibt wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit seinem Hof 15 immer in einerlei Kleidern erschiene.“

Echtes Colorit. „So handelt nicht Bernet, nicht Chardin. Ihr unerschrockener Pinsel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und die vollkommenste Harmonie zu verbinden 20 und so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen.“

Hier fängt Diderot an, die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, 25 Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundenen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen

weiß, und so wären wir zu denen Hauptpuncten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Übereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punct, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessen ungeachtet haben Bernet und Chardin eine eigene und beschränkte Art der Farbenbehandlung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist.“

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Bernet und Chardin entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punct, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eigenes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen sein eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch daß er einer

Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Ver- 5
hältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit in's Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so 10
wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Grenzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhuben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf 15
der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil sie der Einen wahren Methode im Vorschreiten folgten, 20
welche sie selbst bei'm Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer echten Methode nennt man Stil, im Gegensatz der Manier. Der Stil erhebt das Individuum zum höchsten Punct, den die Gattung 25
zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Rafael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit

am glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltjam nachhängt, entfernt sich immer
 5 mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen die ihm allenfalls noch ähnlich sein könnten, er macht keine Ansprüche an die Menschheit und so trennt er sich selbst von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen, denn da alle Hand-
 10 lungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu sein,
 15 aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

I r r t h ü m e r u n d M ä n g e l.

Caricatur. „Es gibt Caricaturen der Farbe
 20 wie der Zeichnung, und alle Caricatur ist im bösen Geschmack.“

Wie eine solche Caricatur möglich sei, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich aus ein-
 25 ander sehen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus, daß das Auge eine übereinstim-

mung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sei. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hineinsetzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie ⁵ abweichen und dann bringt man das Charakteristische hervor, geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Überlegung, so entsteht die Caricatur, die endlich Träse und völlige Disharmonie wird und ¹⁰ wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

Individuelles Colorit. „Warum gibt es so vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine Farbmischung in der Natur gibt?“

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur Ein ¹⁵ Colorit in der Natur gebe, denn bei'm Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungevißheit des Raisonnements zu gerathen, daß ²⁰ alle gefunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr überein sehen. Denn auf diesem Glauben der Übereinstimmung solcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Ab- ²⁵ weichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am besten bei dem Maler sehen, der etwas Ähnliches mit dem was er sieht her-

vorbringen soll. Wir können also aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu
 5 bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verlegen; er wird das lebhafteste Roth, das volle Weiß nicht lieben,
 10 er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersehen was er euch an Kraft entzog.“

15 Dieses schwache sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an
 20 lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildete Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit,
 25 der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben

einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Caricatur hervor, die er, in so fern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Töden der Farben, daher der Schein von Harmonie, 5 die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und 10 schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl 15 kräftig aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Selbstüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn 20 er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

Seid gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben so sehr, ja noch mehr als ein Schriftsteller in 25 dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, überwindet die Natur und den Gang seines Organs. Er ist wie ein verschlossener schwei-

gender Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler, der mit einem schwachen
 5 Organ geboren ist, wird wohl Einmal ein Gemählde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren.“

Unterdeß ist es schon äußerst erfreulich, wenn
 10 ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird, und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegenzuarbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot
 15 thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist,
 20 auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß.“

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der
 25 Schule bevorstehen.

Einfluß des Meisters. „Was den wahren Coloristen selten macht, ist, daß der Künstler sich

gewöhnlich Einem Meister ergibt. Eine undenkliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Meisters, ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt sich durch fremde Augen zu sehen und verliert den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich ⁵ eine gewisse Kunstfertigkeit, die ihn fesselt und von der er sich weder befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm um's Auge gelegt wie dem Sklaven um den Fuß, und das ist die Ursache, daß sich so manches falsche Colorit verbreitet. Einer der nach ¹⁰ La Grénee copirt, wird sich an's Glänzende und Solide gewöhnen, wer sich an Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violett, wer Chardin studirt, ist wahr! Und daher kommt diese Verschiedenheit in den Urtheilen über ¹⁵ Zeichnung und Farbe selbst unter Künstlern; der eine sagt daß Poussin trocken, der andere daß Rubens übertrieben ist, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke, daß sie eine Albernheit gesagt haben.“ ²⁰

Es ist keine Frage, daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweisen, daß man lernen könne mit andern Augen ²⁵ sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben so gut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen

Naturen die Wirkung einer echten Methode begünstigt. Wir rufen dir also, wackrer Diderot, abermals, so wie bei'm vorigen Capitel zu: indem du deinen Jüngling vor den Msterschulen warnst, so mache ihm die echte
 5 Schule nicht verdächtig.

Unsicherheit im Auftragen der Farben.
 „Der Künstler, indem er seine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer, welche Wirkung sie in dem Gemälde hervorbringen wird, und freilich!
 10 womit vergleicht er diese Farbe, diese Tinte auf seiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit ursprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet sie an dem Orte wo er sie bereitet hat, und überträgt sie in Gedanken an den Platz wo sie angewendet werden soll. Wie oft begegnet es ihm nicht,
 15 daß er sich bei dieser Schätzung betriegt! Indem er von der Palette auf die volle Scene seiner Zusammensetzung übergeht, wird die Farbe modificirt, geschwächt, erhöht, sie verändert völlig ihren Effect.
 20 Dann tappt der Künstler herum, handiert seine Farbe hin und wieder und quält sie auf alle Weise. Unter dieser Arbeit wird die Tinte eine Zusammensetzung verschiedner Substanzen, welche mehr oder weniger (chemisch) auf einander wirken und früher oder später
 25 sich verstimmen.“

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß was er machen soll und wie er es zu machen hat, beides, besonders aber das Letzte,

läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der 5 Emailmahler ganz falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durch's Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Ölmahler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild 10 auszuführen habe.

Fragenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen, daß wir unter dieser Rubrik das Betragen eines Künstlers, den er lobt und begünstigt, auf- 15 führen müssen.

„Wer das lebhafteste Gefühl der Farbe hat, heftet seine Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist halb geöffnet, er schnaubt (ächzt, lechzt), seine Palette ist ein Bild des Chaos. In dieses Chaos taucht er seinen Pinsel und zieht das Werk seiner Schöpfung 20 hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Blick auf sein Werk. Er setzt sich wieder, und ihr werdet so die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner Tafel entstehen sehen.“

Vielleicht ist es nur der deutschen Geseßtheit 25 lächerlich, einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offenem Munde schnauben zu

sehen. Vergebens versuchte ich das französische Wort *haleter* in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehreren gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst
5 wahrscheinlich, daß weder *Rafael* bei der Messe von *Bolsena*, noch *Correggio* vor dem heiligen *Hieronymus*, noch *Tizian* vor dem heiligen *Peter*, noch *Paul Veronese* vor einer Hochzeit zu *Cana* mit offenem Munde gegessen, geschraubt, geächzt, gelechzt, gestöhnt, haletirt
10 habe. Das mag denn wohl so ein französischer Fraßensprung sein, vor dem sich diese lebhafteste Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht
15 den Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halbtinten recht symmetrisch, rings um die Palette, geordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch ein-
ander gestrichen ist, so entscheidet kühn, daß der Künst-
20 ler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehüllichen schweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibtisch, copirt die Zeile
25 die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist für-
wahr nicht der Gang des Genies.“

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht

gemacht, die materielle Farbenerscheinung der abgeordneten Pigmente durch wohlverstandene Mischung zu tilgen, die Farbe seinen Gegenständen gemäß zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutscher.

R e c h t e u n d r e i n l i c h e B e h a n d l u n g d e r F a r b e n .

„Überhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto 10
dauerhafter sein, je sichrer der Maler von der
Wirkung seines Pinsels, je kühner, je freier sein
Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und
wieder gehandiert und gequält, je einfacher und
fecker er sie angewendet hat. Man sieht moderne 15
Gemählde in kurzer Zeit ihre Übereinstimmung ver-
lieren, man sieht alte, die sich ungeachtet der Zeit
frisch, kräftig und in Harmonie erhalten haben.
Dieser Vortheil scheint mir nicht sowohl eine Wir-
kung der bessern Eigenschaft ihrer Farben, als eine 20
Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu
sein.“

Ein schönes und echtes Wort von einer wichtigen
und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund,
nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst 25
überein? Warum nöthigst du uns mit einer Halb-
wahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile was der Künstler in einer Woche kaum entwirft und zu seinem Unglück weiß er, sieht er, fühlt er wie ich und kann sich durch seine Darstellung nicht genug thun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betriegt ihn über das was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück, denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze seiner Kunst.“

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher echte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist an Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav 5 ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sei und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu 10 wollen.

Und so sei auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über 15 das mahlerische Colorit im Besondern das Beste, was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.

L e s a r t e n.

Dieser Band entspricht dem sechsunddreissigsten der Ausgabe letzter Hand. Hinzugefügt sind aus dem sechsundvierzigsten der Aufsatz Rameau's Neffe und die in den Werken nicht enthaltene Anzeige der französischen Übersetzung von Goethes „Anmerkungen“ „Des hommes célèbres de France“. Bearbeiter des Bandes ist Rudolf Schlösser, Redactor Bernhard Seuffert.

Rameau's Neffe.

Die Handschrift, nach welcher Goethe Diderots „Neveu de Rameau“ verdeutschte, hatte Wilhelm von Wolzogen als Geschäftsträger seines Schwagers Schiller und des Verlegers Göschen 1804 in Petersburg von Klinger erhalten. (Göschen an Schiller 18. April und 26. Mai, Schiller an Wolzogen 16. Juni 1804. M. Rieger, Klinger in seiner Reife S 526 ff.) Es war eine Copie des auf der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek aufbewahrten Manuscripts. Nach Weimar gelangte sie wohl am 9. November, wo Maria Paulowna ihren Einzug hielt, in deren Gefolge sich Wolzogen befand. Vier Tage später, am 13., erhielt Schiller nach Ausweis seines Kalenders Göschens Besuch; am 22. schrieb ihm Göschen: „Ich bin begierig zu erfahren, wohin Sie Goethen vermocht haben“; am 26. nennt Goethes Tagebuch das Werk zum erstenmal: *Le Neveu de Rameau*. Am 3. December gibt Göschen Schiller Vollmacht, mit Goethe wegen des Honorars zu verhandeln; am 10. meldet Schiller an Göschen, dass Goethe sich mit grossem Eifer an die Übersetzung gemacht, in der Mitte des Januar könne er mit dem ersten Wurf fertig sein. Daran schliessen sich geschäftliche Verhandlungen über das Unternehmen. —

Am 21. December theilt Goethe Schiller mit: Die Hälfte der Uebersetzung glaube ich in der Mitte Januar's, die andre Hälfte zu Ende abliefern zu können; wann die Anmerkungen fertig werden könnten, sei schwerer zu bestimmen. — Am 23. (nicht 24.) December meldet Goethe Schiller, dass die Arbeit frisch fort gehe; Verhandlungen über die Art der Veröffentlichung u. s. w. führt Schiller noch am gleichen Tage mit Göschen. — Im Januar 1805 notirt Goethes Tagebuch unter dem 4.: Früh. Rameau's Better, unter dem 5.: Rameau's Better, unter dem 11.: Rameau's Better revidirt. geordnet. — Am 24. Januar (Goethe an Schiller) erhielt Schiller, nachdem Goethe von einem mehrtägigen Unwohlsein genesen, die fertige Uebersetzung zur Durchsicht, die er sofort erledigte (Schiller an Goethe, 24. Januar). — Am 1. Februar fand nach dem Tagebuch Revision des Mipis von Rameau statt; infolge eines Anfalls von Nierenkolik am 8. (Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinr. Voss, S 70) stockt dann die Arbeit eine Zeit lang; erst am 24. Februar erhält Schiller das Manuscript zur Weiterbeförderung an Göschen. Wenn ich das Winkelmann'sche Wesen abgefertigt habe, schreibt Goethe dabei, will ich sehn ob noch Zeit und Muth übrig ist, die alphabetischen, literarischen Anmerkungen zum Rameau hinzuzufügen. Am folgenden Tage (25. Februar) sandte Schiller die Handschrift nach Leipzig (Goethes Tagebuch, Schiller an Göschen). Den 26. (Goethe an Schiller) hat Goethe sich der Anmerkungen wegen in französischer Literatur umgethan, und meint, es werde immer etwas werden. (Solche Literaturstudien bezeugt das Tagebuch mehrfach auch für den Januar, die Ausleihbücher der Weimarischen Bibliothek für die ganze Zeit vom Dezember bis April.) Den 28. äussert er sich (an Schiller) über die Anmerkungen, die er jetzt nach und nach dictire. Auch diese Arbeit wurde infolge eines Kolikanfalles (7./8. März, Gräf S 79, Vulpius an Nic. Meyer 8. März 1805 Goethe - Jahrbuch II, S 420) auf längere Zeit unterbrochen. — Göschen dankt am 10. März Schiller für das Manuscript, erledigt geschäftliche Fragen und wünscht, dass man sich mit der Correctur in seiner Druckerei begnüge; auch erbittet er das französische Manuscript zurück. Diesem letzteren Wunsch wurde Folge ge-

leistet (Schiller an Goethe, 25. [nicht 27.] März, Göschen an Schiller 27. März); dagegen bestand Goethe auf eigener Durchsicht der Bogen und Göschen willigte darein. Ein dritter Kolikanfall in der ersten Hälfte des April (Vulpinus an Nic. Meyer 19. April 1805 Goethe-Jahrbuch II. S 420) scheint weitere Verzögerung zur Folge gehabt zu haben. Unter dem 20. April erst schreibt Goethe an Schiller: Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freylich in das weite und breite Feld der Musik; am 23. schon sendet er dann den fertigen grösseren Theil der Anmerkungen an Schiller zur Durchsicht; dieser schickte sie am 25. April an Göschen, nachdem er zuvor auf Goethes Wunsch den Artikel „Le Mierre“, bei dem Goethe sich in der Person geirrt, entfernt hatte (Schiller an Goethe, Goethe an Schiller, Schiller an Göschen, 24. April). Am 25. erhielt Schiller von Goethe den Rest des Manuscripts, das er noch einmal anzusehen und sodann nach Leipzig abzuschicken bat. — Am 28. April verspricht Göschen (an Schiller) Goethe anstatt der erbetenen Abschrift des französischen Originals dieses selbst, sobald es gedruckt sei. Leider hat es Goethe ebensowenig je erhalten wie anscheinend das gleichfalls von ihm zurück-erbetene Manuscript seiner Übersetzung. (Zu den beiden Wünschen Goethes s. Schiller an Göschen, 24. April.) Das Buch erschien zur Ostermesse im Mai 1805.

Drucke.

E: Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuscript übersezt und mit Numertungen begleitet von Goethe. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1805. 8°. 1 Bl. 480 S und 1 S Verbesserungen.

J: Intelligenzblatt der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung Numero 60. Den 3 Junius 1805. Enthält S 514 unter der Überschrift: „Ankündigung neuer Bücher“ den Passus 206, 23 Daß — 209, 6 hervortreten. Vorher die Bemerkung: „Leipzig bey G. J. Göschen ist in dieser Ostermesse erschienen: Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuscript übersezt und mit Anmer-

kungen begleitet von Goethe. In einer Anmerkung äussert sich der Übersetzer darüber folgendermaassen:“

B: Goethe's Werke. Zwanzigster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1819. 8°. Darin Rameau's Neffe S 1—211. Titel wie in *E*.

*B*¹: Goethe's Werke. Zwanzigster Band. Original-Ausgabe. Wien 1820. Bey Chr. Kaulfuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. 8°. Darin Rameau's Neffe S 3—227. Titel wie in *E*.

*J*²: Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Vierten Bandes drittes Heft. Stuttgart, in der Cotta'schen Buchhandlung 1824. Wiederholt auf S 71—75 den Passus 209, 11 Dieses — 212, 5 angeboren ist. Überschrift: Bey Gelegenheit des Schauspiels die Philosophen von Falissot. Schlussbemerkung: Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805. Aber und Abermals erprobt 1823.

*C*¹: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Sechshunddreissigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. kl. 8°. Darin Rameau's Neffe S 1—209. Titel wie in *E*, doch fehlt der Zusatz: und mit Anmerkungen begleitet.

C: Goethe's Werke u. s. w., wie *C*¹. 8°. Darin Rameau's Neffe S 1—214. Titel wie in *C*¹.

E ist ein zwar ziemlich correcter, aber nur mässig consequenter Druck. Besonders auffallend ist es, dass die erzählenden Theile zwischen dem Dialog bis S 67 (= 29, 6 unserer Ausgabe) einschliesslich in besonderen Absätzen und Petit-Druck gegeben, später dagegen nicht mehr hervorgehoben werden. Auch herrscht in Behandlung der Wortformen wenig Folgerichtigkeit: sehen neben sehn, feltener neben feltner, eurem neben euerm, was auch in den folgenden Ausgaben nie ganz beseitigt worden ist. — *J*¹ stimmt, abgesehen von den Druckfehlern, zu *E*. — *B* beruht unverkennbar auf *E*, hat aber den Text um eine Anzahl von Irrthümern und Versehen bereichert. Über eine Revision vor dem Drucke von *B* melden Goethes Tagebücher nichts. Dementsprechend ist auch *B*¹ nichts weiter

als ein — übrigens recht unsauberer und flüchtiger — Abdruck von *E*, der für die Textgestaltung ohne jede Bedeutung und deshalb im Apparat unberücksichtigt geblieben ist. Es stimmt häufig mit *E* gegen *B* (z. B. 9, 7; 41, 21; 90, 17), so gut wie nie mit *B* gegen *E* überein. — *J*² beruht auf *E* oder *B*, bereitet aber in einer Lesart *C* vor. — *C*¹*) ist nach Bogen von *B* gedruckt worden, wie aus einer Reihe von gemeinsamen Irrthümern und Eigenheiten hervorgeht. Vor dem Drucke wurde der Text einer Durchsicht unterzogen, unter Hinzunahme der französischen Vorlage in der Ausgabe von Brière 1823, s. unten: leider sind die Druckvorlagen nicht erhalten. Die erzählenden Einschreibungen erscheinen nicht mehr in Petit, sondern werden durchgehends in Klammern gesetzt, die Interpunction ist etwas schärfer, die Rechtschreibung verändert und geregelt. Hervorgehoben sei die häufige Wiederherstellung von ausgestossenem *e* (*unjere*, *sehen* u. s. w. statt *unäre*, *sehn*: in den Lesarten berücksichtigt) und die Einführung von *ungefähr* statt *ohngefähr* in *EB* (in den Lesarten nicht berücksichtigt). — *C* weicht von *C*¹ nur in unwesentlichen Dingen ab. Die Revision von *C*¹ durch Göttling, auf welcher *C* beruht, ging am 12. September 1830 an Goethe und am 28. von diesem an Reichel ab. Sie ist nicht erhalten. Vereinzelte Bemerkungen enthält Göttlings Geleitbrief.

Handschriften haben sich nicht erhalten (doch s. unten Paralipomena 2).

Bei der Herstellung des Textes, welcher, den Grundsätzen dieser Ausgabe entsprechend, auf *C* fusst, war streng darauf zu achten, dass es nicht darauf ankam, Goethes Übersetzung mit Hilfe des Originals zu verbessern, sondern ausschliesslich darauf, sie in möglichst echter Gestalt wiederzugeben. Absichtliche und versehentliche Auslassungen Goethes, offenkundige Übersetzungsfehler und sogar handgreifliche Lesefehler des Übersetzers oder Schreibfehler seiner Vorlage, die sich sämtlich in Hülle und Fülle finden (Geiger, Goethe-Jahrbuch III, S. 332 und Düntzer in seiner

*) Auf die Doppeldrucke dieser Ausgabe ist keine Rücksicht genommen.

Ausgabe, Kürschners Nationalliteratur Band 110 verzeichnen längst nicht alles derart), konnten nicht berücksichtigt werden, auch nicht im Apparat, der sonst auf einen ganz unzulässigen Umfang angeschwollen wäre. Nur in seltenen Fällen war es trotzdem erwünscht, Diderot (= *Did.*) heranzuziehen: so wenn er bei verschiedenen Lesarten des Goetheschen Textes über deren Werth entscheiden konnte oder wo unverkennbar Irrthümer nicht Goethes selbst oder seiner Vorlage, sondern seines Schreibers und Druckers vorlagen. (Über Benutzung Diderots zur Herstellung richtiger Citate s. unten.) Verglichen worden sind die Ausgaben des „Neveu de Rameau“ von Tourneux (Paris 1884, der St. Petersburger Handschrift am nächsten stehend) und Monval (Paris 1891, Originalhandschrift Diderots).

Trotzdem bei Änderungen des Textes *C* mit der grössten Vorsicht verfahren wurde, war es doch nothwendig, in etwa achtzig Fällen von ihm abzugehen, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Da *C*¹ auf *B* beruht, *E* dagegen nicht berücksichtigt, so haben sich eine Reihe von Ungenauigkeiten *B*'s in *C*¹ und von da in *C* eingeschlichen. In diesen Fällen ist die Lesart von *E* wiederhergestellt worden (9, 7; 11, 6; 17, 15; 41, 21; 78, 8; 87, 1; 90, 17; 106, 8; 111, 27; 156, 27; 204, 2; 206, 16).

2. Die Druckfehler von *C* (bezw. *C*¹*C*) mussten beseitigt werden (10, 9; 26, 10; 30, 7. 27; 31, 6. 20. 21; 38, 22; 64, 3; 74, 10; 86, 12; 88, 28; 141, 10; 144, 26; 173, 23; 193, 19).

3. Von sämmtlichen Ausgaben war abzugehen, wenn Druckfehler und Irrthümer, die zweifellos nicht Goethe selbst zur Last fallen, sich überall fanden (19, 10; 26, 17; 49, 2; 51, 10; 53, 2; 54, 3; 78, 23; 115, 6; 116, 27; 118, 3. 6. 12. 17; 122, 3. 4; 148, 5; 156, 12; 205, 4. 7 (auf Grund des Urtextes, Rousseaus „Extrait d'une Lettre sur les Ouvrages de M. Rameau“); 211, 5. 7; 212, 19. 20). — Um Gleichmässigkeit mit den sonstigen Verhältnissen herzustellen, wurden ausserdem gegen die Ausgaben geändert: 118, 2. 3; 179, 2; 214, 18.

4. In einigen Fällen haben *C*¹*C* im Anschluss an die Ausgabe des „Neveu de Rameau“ von Brière (1823, nicht,

wie auf dem Titel steht. 1821), welche sich öfter durch die Rückübersetzung des Goetheschen Textes von de Saur und de St. Génies (1821) zu falschen Lesarten verleiten lässt, unrichtige Namensformen sowie entstellte Citate in den Text gesetzt (über die Grundsätze bei Schreibung von Namen und Citaten s. nachher unter 5., 6.); sie sind durch die richtigen wieder ersetzt worden (82, 13; 100, 6; 121, 27; 126, 15—17).

5. Überhaupt musste, den Grundsätzen dieser Ausgabe entsprechend, die Schreibung der Namen unabhängig von den Texten auf möglichste Richtigkeit ausgehen. Änderungen sind daher eingetreten: 8, 21; 15, 21, 22; 21, 4; 28, 16, 27; 47, 5, 8, 13; 49, 14; 61, 9; 67, 27; 81, 22; 114, 8; 155, 20; 157, 1; 163, 20; 166, 19; 168, 8; 179, 1; 180, 17; 183, 26; 196, 7, 8; 197, 1, 3; 214, 5, 6.

6. Bei der Schreibung von französischen Citaten ist gleichfalls Correctheit erstrebt worden; doch ist mit der Herstellung bei Diderot Halt gemacht worden; über ihn hinaus auf die von Monval beigebrachten Originalstellen zurückzugehen, erschien zu kühn. Zu Grunde gelegt wurde dabei die Textgestalt von Tourneux, doch musste gelegentlich Monval zur Unterstützung herbeigezogen werden. Geändert worden sind die Stellen 21, 9, 10 (nur ganz leicht); 118, 15, 16; 123, 20—22 (vgl. oben unter 4).

7. Unrichtige Jahreszahlen in Goethes Anmerkungen habe ich nicht zu beseitigen gewagt; sie seien aber hier verzeichnet: 163, 17 b'Arnaud geb. 1718, nicht 1715; 167, 4 Dorat geb. 1734, nicht 1736; 200, 19 Pointinet geb. 1734, nicht 1735; 214, 11 Teucin geb. 1680, nicht 1679, starb nicht im 80., sondern im 79. Jahre 1758. Endlich 187, 9: Erstausführung von Palissots „Cerele“ nicht den 6., sondern den 26. November 1755.

Unterschiede der Drucke, die lediglich in der Schreibung beruhen, sind in den Lesarten nicht berücksichtigt, abweichende Interpunction nur dann, wenn der Sinn dadurch berührt wird.

Die Rechtschreibung ist die durch die Grundsätze dieser Ausgabe gebotene.

Lesarten.

2, 2 *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14*] *Liber II Satyr. VII. EB*
 3, 10 unfre *E* 13 andre *EB* 5, 22 abgefodert *EB* 6, 28
 heurathen *B* 7, 27 außgehn *EB* 8, 2 mißmüthig *EBC*¹
 8, 14 beßerẽ *EB* 15, 16 zuzusehn *EB* 18 feltne *EB* 21 Bußi
E—C 9, 7 auch fehlt *BC*¹*C* und *Did.* Doch durfte der
 unbedenkliche Zusatz wohl aufgenommen werden. 9, 27
 breit und dicht] *noir et fourni Did.* breit ist wohl versehent-
 liche Wiederholung des kurz vorhergehenden Wortes durch
 den Schreiber. 10, 9 andere *C*¹*C* (*les autres Did.*) 20 jeine
EB (*son Did.*) 11, 6 wenn *BC*¹*C* (*quand Did.*) 25 unfre *EB*
 12, 7 Tagẽ *EB* 16 Stirne *E* 13, 4 erinnere *EB* 14, 16
 Guten *B* 15, 21, 22 Barbié *E—C* 17, 3 vortreffliche *EB*
 17, 13 Jaherrn *EB* 15 Lehrpurſchen *BC*¹*C* 18, 25 hervor-
 gebracht] vorgebracht *B* 19, 10 Ihr] ihr *E—C* 19, 20 Fode-
 rungen *EB* 26 andre *EB* 21, 4 Mahomed *EB* Meaupeou
E—C 9, 10 *Nuit, éternelle nuit*] *nuit éternelle, nuit EB*
 14 Portefeuil *EB* 17 verdrüßt *B* 21, 22 (Dann — fort)] Statt
 der Klammer Absatz und Petit-Druck *EB* Und so stets
 bis S 29, 6. 22, 1 aufgehobenem] aufgehobenem *EB* 8 hätteſt]
 haſt *EB* (*aurais Did.*) 18 Laporte *EB* 26, 10 mit]
 mir *C* 17 logirt, und] Das Komma fehlt *E—C*. Doch
 zeigt *Did.* (*bien logé, et vous serez trop heureux etc.*), dass
 diese Unrichtigkeit nicht vom Übersetzer herrühren kann,
 sondern auf Hör- oder Druckfehler beruht. Vgl. auch
 das Folgende: *bien couché, et la paille t'attend*, wo Goethe
 richtig hat: wohl gebettet warſt du, und Strohh erwartet
 dich. 21 Robé *EB* 27, 4 Guerm *EB* 28, 5—13 (Luſtig —
 Ton.) Hier geben *EB* nur den Anfang: Luſtig — jagte
 und das Ende: Dann — Ton. mit Absatz und in Petit,
 das Zwischenstehende gross gedruckt. 16 Vieillard *E—C*
 27 Carmontel *E—C* 29, 23 de la M—] *de la Marck Did.*
 30, 7 Gefüßl. *C* 11 fünfzehn *EB* 12 feinẽ *EB* 15 Intrig-
 quantẽ *EBC*¹ 27 kleinen] feinen *C* 31, 3 geſehn *EB*
 6 Vater? —] Gedankenstrich fehlt *C* 14 Pfunde *EB*
 20, 21 Ohrgehängen —] nach Ohrgehängen fälschlich Punct
*C*¹*C* 27 Ball? —] Fragezeichen fehlt *EB* 32, 20 elendſten
EB 33, 5—15 (Ich — fragte:)] Die Klammer fehlt *EB*,

desgl. alle folgende Klammern. 14 festnen *EB* 38, 7 executirte *EB* 22 Endlich] Endlich, *C¹C* 39, 25 erinnre *EB* 41, 21 auch fehlt *BC¹C* und *Did.* Doch durfte der unbedenkliche Zusatz aufgenommen werden. 24 unsre *EB* 43, 5 Steinezweges *EB* 45, 20 drinne *EBC¹* 47, 5 dubliren *EB* Arnaud *E—C* 8 Montami *E—C* 13 Zinnenil *E—C* 49, 2 hielt *E—C* 14 Favillier] Favillier *E—C* und das Petersburger Mspt. von *Did.* 50, 24 ihr *EB* 51. 10 Magistratspersonen *E—C* Druck- oder Hörfehler (*le magistrat Did.*; zudem sonst an dieser Stelle überall der Singular 14 mehrern *EB* 52, 24 goldenen *C¹* 53, 2 ihr *E—C* 9 Gütern *EB* 54, 3 Modeshändlerinnen *E—C* Druck- oder Hörfehler (*marchande de mode Did.*; zudem sonst an dieser Stelle überall der Singular) 27 ahnet] ahndet *E* 56, 19 Ihr *EB* (zweimal) 23 eignen *EB* 24 Ihr *EB* (zweimal) 58, 9 eignen *EB* 16 überliche *BC¹* 60, 14 Langeweile] Langweile *BC¹C* Lemma sonst stets in *C* 61, 9 Mahomed *E—C* doch vgl. 20, 27, 24 verheurathet *B* 62, 1 vor] für *EB* 18 rechtichajine *EBC¹* 63, 13 Tagdiebß *EB* 64, 3 führen *C* 64, 13 andre *EB* 16 und 17 jobert *EB* 28 druckt *EB* 65, 4 herauszufodern *EB* 67, 27 Roel *E—C* 68, 23 Angbrauen *EB* 69, 19. 20. 27 vor] für *EB* 70, 19 grader *EB* 74, 10 jagt *C¹C* 26 Dessjen] Dem *EBC¹* 75, 24 Genies] Geniüs *C¹C* 76, 11 manche] mancheß *EB* 77, 8 Hundß *EB* 11 verlornen *EB* 78, 8 Empfindungen *BC¹C* (*sentiment Did.*) 23 Würde] würde *E—C* (*dignité Did.*) 80, 21 bittere *EB* 81, 22 Zarès] Zara *E—C* (Zarès ist richtig, doch Zara schon bei *Did.* ed. Monval.) 24 ausgepißene *EB* 28 wahrer *EB* 82, 3 Abgerißne *EB* 5 Andre *EB* Schelmen *E* 13 Montfauge und Bilmorien] Mésenge und Billemorin *C¹C* (nach Brière, bzw. Saur) 84, 4 Robé *EB* 15 dummen *EB* 24 Phjssionomie *EB* 85, 3—12 Manchmal — gelesen. Bei Übersetzung dieser Stelle ging Goethe in *E* von der Voraussetzung aus, Rameau fabre in seiner Rede fort und der *Z* 4 erwähnte Narr sei identisch mit dem Pinzelgesicht 84. 15. Nur so erklären sich die Worte 85, 11: Er hat Recht, die sich bei Diderot nicht finden und erst von Goethe zum Zweck besseren Verständnisses in den Text gesetzt wurden. — Dagegen wurde bei der Revision, die vor dem Druck von *C¹*

stattfand. richtig erkannt, dass der Passus vielmehr eine Zwischenbemerkung Diderots und der Narr niemand anders als Rameau sei. Um dies zum Ausdruck zu bringen, wurde, ganz richtig, 85, 3 Manchmal — 5 verstehen in Klammer gesetzt, leider aber versäumt, den nun ganz sinnlos gewordenen Zusatz Er hat Recht zu streichen. — Dem Herausgeber blieb also nur die Wahl, entweder diesen Strich seinerseits vorzunehmen — wozu er sich nicht für berechtigt hielt — oder die auf unrichtiger Auffassung beruhende, aber doch nicht widersinnige Lesung ohne Klammer, wie sie EB haben, anzunehmen. Er hat sich zu letzterem um so leichter entschlossen, als ohnehin eine Menge Goethe'scher Fehler beibehalten werden musste. 86, 12 [sage] sagen C 87, 1 in[olenter] so in[olenter] BC¹C 88, 28 Avant Coureur C 89, 14 Mittagsejens EB 90, 10 armen platten EBC¹ 17 und Linfen] und zur Linfen BC¹C 92, 12 [Schuften E 100, 6 Mont-jauges] Mésengeß C¹C (nach Brière, bzw. Saur) 21 Lüberlichteit B 102, 16 eine Art Achtung] eine große Achtung B 105, 2 erlaß E 28 abg[eäumter] B 106, 8 verloren, verloren] verloren BC¹C 108, 19 und 20. 21 Mascarillus, fourbum] Mascarillas, furbum EB (Göttling schlug fourborum oder fourbium vor.) 111, 27 desto wahrer fehlt BC¹C (plus le chant sera vrai Did.) 112, 2 [diable] misérable Did. ed. Tourneux, doch diable ed. Monval. 9 ausdrücken] ausdrücken EB 113, 18 (sich — nähernd)] Klammer fehlt EB 114, 8 Tracollo] Tracolle E—C 10 Europe] VEurope EB 115, 6 geschafte E—C 116, 14 Sohn EB 27 Euch E—C 117, 11 eure EB 27 Ile] Isle EB 118, 2. 3 aufgehobenen E—C doch vgl. 21, 24. 3 aus:)] Klammer fehlt E—C 6 (Nun] Klammer fehlt E—C 12 [oß:)] Klammer fehlt E—C 15 Le] le E—C Die Majuskel ist nothwendig, weil eine neue Arie beginnt (Änderung nach Did.) 16 Aspettare e] Aspettare EB Aspettar e C¹C (Änderung nach Did.) 17 te] se EB (Er] Klammer fehlt E—C 119, 14 Somelli] Somelli EB 121, 23 (Dann — hinzu)] Klammer fehlt E—C 27 j'attendrai] darnach Vaurore C¹C (nach Brière, bzw. Saur) 122, 3 und 4 Priester- und Opferzüge] Priester und Opferzüge E—C 4 Nuit plus affreuse] Sinn und Correctheit des Citats würden verlangen: Jour plus affreux. So liest auch Did. ed. Tour-

neux; da jedoch *Did.* ed. Monval *Nuit* hat, wage ich nicht zu ändern. 5 *Dieux — Dieu*] *Dieux — Dieux* *EB* *Dieu — Dieu* *C* (*Did.* ed. Tourneux: *Dieux — Dieux*; ed. Monval: *Dieux — Dieu*) 123, 4 *Rochejoucault*] *Rochejoucault* *EB* 20 *amour*,] Komma fehlt *E—C* *moi?*] *moi?* . . *E—C* 21 *rends*] *Rends* *E—C* (die Änderung nach *Did.*) 126, 15—17 *Le — Judien*] *Le vainqueur de Renaud! si quelqu'un le peut être*; daß *obéissons! sans balancer!* auß dem galanten *Judien* *EB* daß *vainqueur* im *Rinatbo*; daß *quelqu'un le peut-être*; das entschlossene *obéissons*; die galanten *Judien* *C*, verführt durch *Brière*, der statt *des Indes galantes* liest: *les Indes galantes* 22 (Er] Klammer fehlt *C* 130, 2 *Puffendorj* *EBC* 131, 17 *Tag*] *EB* 134, 24 ausdrufen *EB* 136, 13 gehn *E* 137, 25 rief:)] Klammer fehlt *C*, in *C* eingefügt durch *Göttling*. 138, 7 (M] Klammer fehlt *C*, in *C* eingefügt durch *Göttling*. 139, 7, 8 *Reblanc* *EB* 16 *Stirne* *E* 140, 9 *seht'* *EBC* 141, 10 *Seinigen* *C* 143, 20 *Teufel*] darnach Komma *E* 22 und 24 *löchrichten* *EB* 144, 3 *Freund*] *EB* 26 nicht.] darnach Gedankenstrich *C*, wodurch die Rede fälschlich dem *Juden* zugetheilt wird. 146, 10 *offnen* *EB* 147, 4 *Schujten* *E* 6 *Monmartre* *B* 148, 5 wie sie mit ungestümen *Mägen*, wie sie mit] wie sie, mit ungestümen *Mägen* wie sie, mit *E—C* (*d'autres, qui ont un estomac importun comme eux, une faime renaissante comme eux* *Did.* Daraus ergibt sich die Interpunction des Lemmas.) 20 *berchiednen* *EBC* 149, 4 *ander* *EB* 10 *stüpfen* *E* unter! *C* 151, 23. 152, 23. 153, 7 *Diogen* *EBC* 153, 11 *betrügt* *EB* 154, 24 *unjre* *EB* 155, 18 *unjrer* *EB* 20 *Tuilleries* *E—C* 156, 8 *geheurathet* *B* 12 *Nun schluchzt er*, nun weint er, nun ruft er] *Nun schluchzt' er*, nun weint' er, nun ruft' er *E—C* (*Did.*: *Et le voilà qui sanglotte et qui pleure en disant*) 16 *Bor*] *Für* *EB* 21 *Von d' Auvergne*] *Le Dauvergne* *EB* 27 im *Bege*] davor immer *BC* (*Versentliche Wiederholung des kurz vorhergehenden immer.*) 157, 1 *Ganaye*] *Ganaye* *E—C*

Anmerkungen.

159, 1—4 *Anmerkungen — wird*] Statt dessen im Inhalt: *Anmerkungen*, die *Character* der *Personen* und *Eigenheiten* der damaligen *Zustände* aufklärend. *C* 162, 4 *Jarinells* *BC*

163, 20 Cominge *E—C* 164, 21 1707] 1717 *C¹C* 165, 17 ungeheueres *EB* 166, 5 Ludwig *E* 17 *Le faux généreux* — 1758] *la fausse confiance* — 1763 *E*, doch am Schlusse von *E* verbessert zum Lemma. 19 Carmontel *E—C* 167, 21 Vorwurf *EB* 168, 8 Marivaux *E—C* und so 179, 1. 180, 17. 11 Junii *E* 170, 12 größeren *EBC¹* 18 befinden *C¹C* 171, 15 spätre *E* 172, 5 besondere *EB* 28 bestehn *EBC¹* 173, 23 symbolirt *C¹C* 26 unsrer *EB* 176, 10 vollkommenen *E* 179, 2 zu fehlt *E—C* 180, 8 Anforderungen *E* 181, 8 feinen *E* 182, 18 mehrern *EB* 183, 2 keinesweges *EB* 4 andre *EB* 6 ausdrückt *EB* 26 Paesello *E—C* 185, 13 dargethan.] darnach (Siehe Propyläen.) *EB* 187, 12 hierzu *EB* 16. 17 geschwinde *EB* 190, 13. 14 vorhandene *EB* 20 zurückgezogene *EB* 21 wirksame *EB* 191, 15 ausgesprochne *E* 27 be trägt *EB* 193, 4 überschauendem *EB* 16 sie] Sie *EB* 19 entehren] entbehren *C* 194, 4 vielmehr *EB* 6 ist es] es ist *C¹* 195, 10 bessere *EB* 196, 7 und 8 Menage *E—C* 197, 1 Symmetrie *E—C* 3 Symmetries *EB* 17 heitre *EB* 199, 18 Moliere'schen *EB* 200, 16 Ahndung *EB* 19 Fontaineblau *E* 201, 17. 18 rameau'schen *EB* 202, 2 keinesweges *EB* 203, 22 ausgedrückt *EB* 204, 2 anerkennen] erkennen *BC¹C* 205, 4—6 folgen; — verlangt,] folgen, — verlangt; *E—C* Doch fand Goethe im Urtext (Rousseau, Extrait d'une Lettre sur les Ouvrages de M. Rameau) die Interpunction des Lemmas vor. 206, 16 verstanden] verbunden *BC¹C* 207, 5 Jaque *EB* 23 keinesweges *EBC¹* 208, 6 unsre *E* 10. 11 Kompositionen *B* 16 des — Rameau] des — Rameau's *EB* 18 angelegten] angelegte *EB* an gelegte *J¹* 28 dürften *J¹* 209, 20 gernhig *EB* 22 geschehen] geschehn *E* 24 daß fehlt *J²* 28 nach wie vor] vor wie nach *EB* 210, 5 unjeres *J²* 16 an fehlt *J²* 28 einen] einem *EBJ²* 211, 5 vorzuwerfen *E—C* 7 verrückt *E—C* vgl. 298, 18. 12 fordern *EB* 14 Forderungen *EB* 212, 17 älteren *EBC¹* 19. 20 der *Faux généreux* — 1758] die *fausse confiance* — 1763 *E* (doch verbessert am Schlusse von *E* in: *le faux généreux* — 1758) die *faux généreux* — 1758 *BC¹C* 20 dessen] deren *E—C* 27 Diderot'sche *EB* 214, 5 Deseffant's *E—C* 5. 6 du Deseffant *EB* du Deseffant *C¹C* 6 d'Espinaffe *EBC¹* l'Espinaffe *C* (nach Vorschlag Göttlings) 18 zu fehlt *E—C* 215, 25 fordert *EB* 26 Forderungen *EB* 216, 11 Grazien *EB* 13 Patillantes *EB*

Paralipomena.

Zusammen mit den Handschriften, die zu der Abtheilung Nachträgliche zu Rameau's Neffe gehören, bewahrt das Goethe- und Schiller-Archiv zwei Blättchen, die dem Rameau selbst zuzutheilen sind:

1. Die untere Hälfte eines groben blauen Folio-Blattes. Halbbrüchig. Auf einer Seite sowohl rechts wie links vom Bruch von Goethe mit Tinte zu Notizen benutzt, die zu den ersten Seiten des französischen Textes gehören und Namen, bezw. Redensarten aufführen, die er nicht kannte oder nicht verstand. (Die Namen meist zu S 3 und 4; nur *de Bussi* S 8, *Briasson* und *Barbier* S 15; die Redensart *d'un clou à soufflet* S 11; *jetter au Cagniard* [Goethe: *Cagnarda*; vgl. Diderot ed. Monval S 12 f., Anmerkung], umgangen durch in's Wasser werfen S 12.) Der Text folgt hier in getreuer Copie:

1. *Palais Royal**Banc d'Argenson.**Allee de Foi.*

Schachspieler

fol. 1^b *Philidor**Legul* *café de la*5. b¹ *d'un clou a souffte**Mayot* *Regence.**soufflet**Foubert* *Roy der Wirth?**de Bussi**de Bussi*

Das Ubrige der Welt
ist ihm wie der Rest
eines Blasebalg Nagels.

f. 6^b *Cagnarda (le jetter au)*f. 8^b *Briusson* } Kanjente.*Barbier*

2. Ein zartblaues Quartblatt, rechts gebrochener kleiner Rand, rechts oben mit rother Tinte die Blattzahl 22. Einseitig beschrieben von Riemers Hand. Auf der (umgekehrten) Rückseite am Kopf von Goethes Hand: Rameau. | Geb. zu Dijon 1683. gest. zu Paris 1764.

Wir haben hier jenes Blatt des Druckmanuscripts vor uns, das Schiller am 24. April 1805 auf Goethes Verlangen im letzten Augenblicke noch entfernen musste, den Artikel *Le Mierre*, bei welchem Goethe sich in der Person geirrt hatte. In der That verwechselte er die S 47, 2 genannte Schauspielerin *Le Mierre* (1733—1786) mit dem Dichter gleichen Namens.

Das Blatt lautet:

Le Mierre

geb. Paris 1733. gest. 1793.

Le Mierre gehört unter die Autoren, die vielleicht, wenn ein Deutscher die Beurtheilung der französischen Literatur übernehme, einer bessern Rolle theilhaft würden, als die ist, welche ihnen jetzt ⁵ von ihren eigenen Landsleuten angewiesen wird.

Er war eine zarte, liebevolle Natur, in sich gefehrt, und was wir von ihm kennen, ist nicht ohne Gehalt; aber er hatte das Unglück einige Verse zu machen, wie sie die Franzosen nicht verzeihen, und darüber mußte er einen tiefern Platz einnehmen, ¹⁰ sowie in den Schulen der bessere Kopf, wegen gewisser Fehler und Nachlässigkeiten, gelegentlich herunterrücken muß.

⁵ ist, welche üdZ jetzt üdZ ⁶ angewiesen wird aus angewiesene.

Nachträgliches zu Rameau's Neffe.

Dieser herkömmliche Titel des Aufsatzes I durfte wohl beibehalten und auf II ausgedehnt werden, obwohl die benutzten Texte und Handschriften ihn nicht kennen.

I.

Drucke.

*J*¹: Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Vierten Bandes erstes Heft, mit einem Kupfer, Stuttgart, in der Gottaischen Buchhandlung. 1823. Darin S 159—161: Notizen. Das ist: S 222, 3 Als — 19 Aussehen mit vorausgehender selbständiger Einleitung und folgendem selbständigem Schluss.

*J*²: Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Vierten Bandes drittes Heft etc. 1824. Darin S 145—150: Rameau's Neffe. in Bezug auf Kunst und Alterthum Theil IV. Heft I. S. 159. Enthält nach selbständiger Einleitung: S 223, 17 Als — 224, 23 worden. 225, 3 Dem — 226, 16 hat.

*C*¹: Goethe's Werke. wie oben S 328. Sechs und vierzigster Band. 1833. kl. 8°. Zweiter Titel: Goethe's nachgelassene Werke. Sechster Band. Stuttgart . . . 1833. Inhalt: Nüz-wärtige Literatur und Volkspoesie. Davon Abschnitt II: Französische Literatur (S 67 ff.), beginnend mit Rameau's Neffe (S 69—88); Umfang des Textes wie in unserer Ausgabe.

C: Titel wie *C*¹. 8°. Rameau's Neffe S 65—84. Die Abweichungen von *C*¹ sind geringfügig.

Handschriften.

H: Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv. Folio-Format. Wir betrachten zunächst nur das erste Drittel des Textes bis S 230, 19. Drei Bogen, zwei Blätter, ein Bogen grauen Conceptpapiers, nicht geheftet. Halbbrüchig-rechts-

seitig beschrieben von Johns Hand, Verbesserungen Goethes mit schwarzer Tinte und Riemers mit Bleistift. Es lassen sich vier Abschnitte unterscheiden: 1. Erster Bogen. Der Schreiber bricht auf der Rückseite des zweiten Blattes schon nach der vierten Zeile ab. Es geschieht dies fast an eben der Stelle, wo *J*¹ aufhört zu den übrigen Texten zu stimmen (222, 19 *Huffehen* endet die Übereinstimmung mit *J*¹, 222, 20 *Zeiten* schliesst der Schreiber). 2. Zweiter und dritter Bogen. Der Text geht bis zum Schlusse des dritten Bogens durch, dort jedoch sind die drei letzten Zeilen, für die in der Spalte kein Raum mehr war, senkrecht auf die freigelassene linke Seite geschrieben. Der Schluss liegt an demselben Punkte wie der von *J*² (S 226, 16 hat). 3. Die beiden einzelnen Blätter, deren zweites gleichfalls am Ende auf den Rand übergreift (reichen bis S 228, 17 *wurde*). 4. der letzte Bogen, ebenfalls mit dem Schluss am Rande. Am Schluss links unten das Datum: Weimar den 20. Octbr.

Das zweite Drittel des Textes, 230, 20 — 235, 8, steht in der Handschrift auf drei Bogen, deren letzter auf seinem zweiten Blatte unbeschrieben ist; Papier und Schreiberhand wie oben, doch neben *Correcturen* Goethes mit schwarzer noch zahlreichere mit rother Tinte, Riemers *Bleistiftcorrecturen* sind viel seltener als im ersten Drittel.

Das erste Drittel in *H* dürfte *Dictat* sein, zum wenigsten Abschnitt 2, wo Goethe mehrfach, offenbar mitten im Schreiben, Striche im Manuscript vornimmt und den Schreiber sofort verbessern lässt (s. besonders zu S 223, 15), das zweite, obwohl dem ersten sehr ähnlich, vielmehr *Abchrift* eines *Dictats*. Hörfehler: *Merje* statt *Mercier* (S 230, 27), *Tartannä* statt *Dardannä* (S 234, 16) etc., Schreibfehler: *Ramur* statt *Rameau* (S 231, 18) und wohl auch das merkwürdige *Steffchen* (S 233, 1).

Für das letzte Drittel (S 235, 9 ff.) kommen in Betracht 1. für S 235, 9—14 ein Blatt wie diejenigen des übrigen Manuscripts, gleichfalls Johns Hand und 2. für S 235, 15 — Schluss: der Originalbrief Brières an Goethe, drei Seiten Quart. —

Zu dem zweiten Drittel des Aufsatzes (S 230, 20 — 235, 8), der Übersetzung nach *Mercier* (welche übrigens

in allen Fassungen nicht auf das Original, sondern auf den leicht abweichenden Abdruck in Saur-Géniés, „Des hommes célèbres“, zurückgeht, woraus auch die einleitenden und abschliessenden Sätze entlehnt sind), besitzt das Archiv noch drei weitere Handschriften, zwei von Eckermanns Hand, eine von Stegmann geschrieben, die einen völlig andern Text bieten. Die Gestalt des älteren, ja selbst noch die des jüngeren Eckermannschen Manuscripts lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass wir es nicht mit einem Dictat oder einer Abschrift, sondern mit einer selbständigen Leistung des Schreibers zu thun haben, der sich während des Schreibens selbst fortwährend corrigirt. Stegmanns Text ist eine Reinschrift von Eckermanns zweiter Handschrift. — Es ist keine Frage, dass die echte Übersetzung Goethes nur in *II* vorliegt; Eckermann fand als Herausgeber des Nachlasses diese Fassung wohl nicht sauber genug und glaubte sich daher berechtigt, sie durch eine eigene Leistung zu ersetzen. Dazu stimmt es auch, dass der Schreiber Stegmann erst nach Goethes Tode auftritt. Sämmtliche bisherige Ausgaben, von *C*¹ an, haben nicht Goethes, sondern Eckermanns Übersetzung mitgetheilt.

Was die Entstehung des ganzen Aufsatzes, bezw. seiner Theile anbetrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Am 3. December 1821 erhielt Goethe nach Aussage seines Tagebuchs die Rückübersetzung seines Neffen Rameau's von de Saur und de Saint-Géniés von Paris durch Varnhagen; es ist dies dahin zu verstehen, dass der Anreger der Übersetzung, Legationsrath Oelsner in Paris, das Buch an Varnhagen nach Berlin geschickt und dieser es an Goethe weiterbefördert hatte (Varnhagen an Goethe 26. Nov. 1821, Goethe-Jahrbuch Bd. 14 S 61 f., vgl. 129 f.). Die Lectüre des Buches beschäftigte Goethe schon den folgenden Abend. Aber erst ein Jahr darauf lieferte er *J*¹ (gedruckt Kunst und Alterthum IV, 1. Bogen 10 und 11) in die Druckerei; am 30. November 1822 meldet das Tagebuch: An Weiffelhöft (den Drucker in Jena) Revisionsbogen 9, Manuscript zum Schluß von Kunst und Alterthum, am 11. December: Herru Frommann Schluß von Kunst und Alterthum, Revisionsbogen 10 in Revision, Manuscript zum Abchluß,

am 19. December: Herrn Frommann Bogen 11, 12 Revision. — Für das erste Drittel in *H* gewinnen wir einen Terminus a quo in dem darin enthaltenen Briefe Goethes an Brière vom 15. October 1823; dieses Datum macht es wohl fast gewiss, dass auch der am Schlusse des ersten Drittels in der Handschrift erwähnte 20. October derjenige des Jahres 1823 ist. Das zweite Drittel, die Übersetzung aus Mercier, müsste dann auf den 25. October angesetzt werden, denn das Tagebuch verzeichnet am 26.: Die gefrige Übersetzung durchgesehen. Zu dem (offenbar nachträglich vorgeschobenen, vgl. oben S 340) ersten Bogen von *H* ist *J*¹ benutzt worden. — Dagegen ist *J*², obwohl sein Schluss so merkwürdig mit dem Ende eines Bogens von *H* zusammenfällt, erst aus *H* entstanden, wahrscheinlich am 6. November 1823, wo das Tagebuch eine Notiz wegen Rameau's Neffen erwähnt; am 5. December ist die Rede vom Schlußmanuscript für das laufende Heft (IV, 3) Kunst und Alterthum; die Vorlage von *J*², das auf Bogen 10 gedruckt wurde, dürfte dazu gehört haben. Sendungen von Revisionsbogen 9 und 10 an Wesselhöft erwähnt das Tagebuch am 20. und 24. December. — Es ist zu beachten, dass *J*² noch keine Spur von den Riemerschen Correcturen in *H* verräth.

Unserm Drucke liegt *H* zu Grunde (wozu auch der Brief Brières gerechnet wird), als der einzige zuverlässig Goethische Text. Da es mindestens zweifelhaft ist, ob Riemers Verbesserungen von Goethe anerkannt sind, vielmehr der Verdacht nahe liegt, sie möchten wie Eckermanns Übersetzung erst nach Goethes Tode vorgenommen sein, sind sie beim Drucke nicht berücksichtigt, sondern in die Lesarten verwiesen worden. — Ausser *H* sind nur *J*¹ und *J*² berücksichtigt worden. *C*¹ und *C* hatten als Wiedergabe von Eckermanns Handschriften so wenig Anspruch auf Verwerthung wie diese selbst.

Die Rechtschreibung und Interpunction ist in der üblichen Weise geregelt worden. Der Text bedurfte an mehreren Stellen unzweifelhafter Correctur, die meist schon Riemer vorgenommen hatte: 221, 4; 222, 12. 18; 223, 28; 226, 15. 227, 8. 25. 27; 228, 24; 229, 22. 27; 231, 19; 232, 3. 4. 9; 233, i. 11. 23; 234, 4. 10. 27; 237, 1. Zum Zweck der Ausgleichung wurde

geändert 224, 20; 227, 9. 21 (dreimal). Eine unvollständige Goethische Correctur musste unberücksichtigt bleiben, 232, 28. 29. — Häufig bedurfte die Schreibung von Eigennamen der Besserung: 222, 27 (die Schreibung Saint-Géniés ist durchgeführt auf Grund einer eigenen Unterschrift in einem Briefe von Saur und Saint-Géniés an Goethe, 26. März 1823, der im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt wird); 223, 14; 224, 4. 6. 7; 226, 28. 229, 2; 230, 12; 231, 16; 234, 16; 236, 21; 237, 16. Hie und da ist auch die französische Rechtschreibung gebessert.

Es bedeutet: *g* von Goethe eigenhändig mit Tinte, *g*³ eigenhändig mit rother Tinte Geschriebenes, *r* von Riemer Geschriebenes, Schwabacher Gestrichenes, *Cursivdruck* Lateinischgeschriebenes der Handschrift oder Lateinischgedrucktes des Textes.

Lesarten.

221, 1 Rameau's Neffe] Notizen *J*¹ Rameaus Neffe *g* über Diderots Neffe *H* 2 Zu Ende — 222, 2 gekommen war.] Zu dem Jahre 1805 übersezte ich Rameau's Neffen von Diderot aus dem Manuscript, welches der Verleger zurücknahm, in Absicht das Original, wenn erst das Publicum durch die Übersetzung aufmerksam geworden, gleichfalls abdrucken zu lassen. Die Invasiön der Franzosen im folgenden Jahre, der dadurch aufgeregte leidenschaftliche Haß gegen dieselbe und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgeführt worden. *J*¹ 4 Rameaus Neffe fehlt *H*, zugefügt *r* aR zum Titel führend gestrichen, dafür *r* üdZ betitelt *H* 6 aber darnach *r* aR wünsche er *H* 222, 3 Jahre *J*¹ 7. 8 nach — Übersetzung] welches nur durch eine deutsche Übersetzung bekannt sey, nach welcher *J*¹ 9 zugleich nach noch *H* 9. 10 nicht — Stellen] einige Stellen nicht unglücklich *J*¹ 12 fand *r* aus fanden *H* 13 welches — 14 soll] welches — will *J*¹ wodurch man es denn doch für ein solches erklärte *r* aR statt des gestrichenen Lemma. *H* 18 machte *r* aus macht *H* 19 großes] davor sehr *J*¹ Aussehen.] darnach Man hielt es eine Zeitlang für das Original, bis endlich die humoristische Schelmerey einer Zurückübersetzung entdeckt ward. [Absatz.] Ich habe bis jezt noch keine Vergleichung an-

stellen können; pariser Freunde jedoch, welche die Veranlassung gaben und den Unternehmer Schritt für Schritt begleiteten, versichern daß die Arbeit wohl gerathen sey und noch besser ausgefallen seyn würde, wenn der junge talentreiche, feurige Übersetzer sich noch näher an's Deutsche gehalten hätte. [Absatz.] Ob der Name des werthen Mannes schon bekannt sey, wüßte ich nicht zu sagen, auch halte ich mich nicht berechtigt ihn zu nennen, obwohl er sich mir durch freundliche Zuschrift eines Exemplars gleich nach Erscheinung des Werkes entdeckt hatte. *J*¹ 20 Zeiten Hier schliesst *H* den ersten Bogen auf der vierten Seite oben. *r* fügt noch hinzu: Es verhielt sich aber damit folgendermaßen. 21 *J*ene — 23 solche] *J*ene [über Solche] wiederholte Äußerungen und Anfragen [und Anfragen aR eingefügt] wurden endlich [endlich üdZ] von jungen Männern im Stillen [im Stillen über endlich] aufgefaßt und sie [sie über man] versuchten [aus versuchte] eine solche dieses gestrichen, dafür *r* aR *J*ene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer *H* 24 *maitre de requêtes*] *maitre de requets* *H* 26 mit einem Freunde *g* aus vielleicht mit einigen Freunden *H* 27 *de Saint-Géniés*] *de Saint-Genies* aR *H* und — dergestalt] daraus *r* aR welche dergestalt gelang *H* 223, 1 (wie — 3 *roch*) Klammer *g*, Lemma gestrichen *r* *H* 3. 4 so — Stellen aR *H* Ein Verweisungszeichen *g* weist diesen Worten irrthümlich ihre Stelle vor statt nach der Klammer an. 6 diese Bewegung gestrichen dafür *r* aR daß entstandene Aufsehen. *H* 8 daß] davor *r* aR desselben *H* 8. 9 gefunden über entdeckt (der Strich *g*) *H* 9 ward *g* aus wurde *H* 14 Herr] *H* Brière *r* aus *Briere* *H* 15 mich] darnach und ich füge sein Schreiben in der Originalsprache bey indem die an dieser Angelegenheit Theilnehmenden als alle derselben kundig angesehen werden können. (der Strich *g*) *H* 16 an welchem] Hier setzt *J*² ein, zuvor: Au vorbemeldeter Stelle, so wie an manchen andern Orten, ist umständlicher ausgesprochen, daß ich obgenannten Dialog von Diderot aus einer Copie des Original-Manuscriptes übersetzt, daß die Ausgabe des französischen Werkes aber unterblieben, doch von Zeit zu Zeit diese Lücke in der französischen Literatur bemerkt worden, bis endlich ein paar muntere junge Köpfe im Jahre 1821, eine Rückübersetzung unternahmen und sie eine Zeitlang für das Original gelten ließen. [Absatz.]

Nun aber erhält' ich unter dem 27. July 1823 von dem Buchhändler Briere in Paris, als Herausgeber der sämtlichen diderotischen Werke, ein Schreiben *J*² 23 Werke *H* 224, 1 sondern — 2 gemacht] daraus *r* üdZ und aR: gemacht sondern den Abdruck einer Copie veranstaltet *H* 4 Bändeul] Varidenül *J*² *Vandenül* *r* über Varidenül *H* 6 Neuestraße] darüber *r* Neue Straße. *H* 6 Luzemburg] Luzenburg *J*²*H* 7 Briere] Briere *J*²*H* 10 nunmehr abgedruckt fehlt *J*² 15 wurde gestrichen, statt dessen *r* üdZ worden *H* 16 erklärt nach hält *H* 20 Betrieger] Pe-trüger *H* 23 ist gestrichen, statt dessen *r* üdZ sey *H* 24 bei — gesehen *r* getilgt *H* 25 worden.] dazu *r* aR: Wa³ ich jedoch hier [über hierbey gleich *r*] zwischendurch erinnern muß, ist dieß, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen seyn kann, weil ich bey meinen dortigen besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. da doch die Grimmsche Correspondenz und die darin vorkommenden [vorkommenden über stückweis mitgetheilten] Erzählungen, die Religiöse und Jaques le fataliste stückweise wie sie angekommen, jedesmal mitgetheilt und darüber viel verhandelt worden [ward?] *H* 26 Soll — 225, 2 Wahrscheinlichkeit wurde mit Bleistift getilgt, doch sind die Striche wieder beseitigt *H*, fehlt *J*² 224, 26 Soll — 225, 4 folgendermaßen.] Ich antwortete dem guten Manne folgendermaßen: *J*² 4 aber *r* getilgt *H* folgendermaßen] davor *r* üdZ nun *H* 225, 28 Octobr.] Octbr. *H* 226, 14 Jutvel — 16 hat senkrecht aR *H*, da der Bogen zu Ende. 15 allgemeiner *r* aus allgemein *H* 16 gefunden hat.] Hier schliesst *J*² 17 Nunmehr] daraus *r* Nunmehr *H* für] davor *r* aR ich *H* 24 Herr] *H*. *H* 28 La — 227, 1 Fataliste mit der Schreibung *Jaques g* in freigelassenen Raum eingefügt *H* 227, 8 geschähe *r* aus geschehen *H* 9 gehaltichweren] gehaltichwere *H* 18 bekannt gestrichen, statt dessen *r* üdZ gestanden habe *H* 20 Deßhalb] daraus *r* weßhalb *H* 21 vorkommenden gerühmten und gescholtene] vorkommende gerühmte und gescholtene *H* 25 Betrachtete] Bedacht daraus *g* Betracht daraus *r* Lemma *H* 27 einem *r* aus einen *H* 228, 2 ganz *g* aus ganze *H* 12 alles — 17 wurde senkrecht aR *H*, da das Blatt zu Ende. 13 ohne] davor *r* üdZ auch *H* ohne dieß] daraus *r* ohne dieß *H* auch *r* getilgt *H* 16 manche gestrichen, dafür *r* üdZ jene *H* 18 Jene gestrichen, dafür

r üdZ Die *H* 23 dergestalt — 24 eß gestrichen, dafür *r* aR als eines eignen Werkes und dadurch *H* 24 dem *r* aus den *H* 24, 25 angemessnen] daraus *r* angemessener *H* 25 sein könnte gestrichen, dafür *r* aR zu liefern *H* 27 célèbres] célèbres *r* aus celebres *H* 27, 28 dix-huitieme *H* 28 état *r* aus etat *H* litterature *H* 229, 1 à *r* aus a *H*, ebenso 3 und 4. epoque *H* 2 Allemand *r* aus allemand *H* Saint-Géniés] Géniés *r* aus Génies *H* 4 compléter *r* aus completer *H* 11 indem] daraus *r* dem *H* leisen gestrichen, dafür *r* üdZ leichten *H* 13 alphabetische *g* aus alphabetischer *H* 15 Voltaire — an *g* üdZ und aR statt Wohl selten *H* 16 folgen *g* über kamen *H* 16, 17 Übersetzungsweise — kommen *g* aR *H* 19 ungeachtet] ohngeachtet *H* 21 welchen *g* aus welchem *H* 22 sich *r* über ist *H* nun *r* getilgt *H* 26 übereinstimmend nach ein gestrichen dafür *r* üdZ im Einflange *H* 27 einigen] einigen *H* 230, 1 und nach so wie weitere *H* 2 Angelegenheit gestrichen, dafür *r* üdZ Gegenstände *H* 5 wie *g* aus die *H* sie *g* üdZ 7 Wobei — 8 verdient daraus *r* üdZ Dabey verdient denn wohl bemerkt zu werden. *H* 10 Auch wird eß] daraus *r* aR So wird eß auch *H* 11 angenehm sein gestrichen, dafür *r* üdZ interessiren *H* 12 Passiot *r* aus Balliot *H* 18 feiner — 19 können senkrecht aR *H* da der Bogen zu Ende. feiner *g* üdZ für feinen das aus Versehen nicht gestrichen ist *H* Ration, so gut *g* über sowohl *H* 23 Mercier's *g*³ über dem *H* Tableau *g*³ aus Tableaux *H* 24 stellt *g*³ über setzt ersteres gestrichen und setzt wiederhergestellt *r* (?) *H* 27 Mercier *g*³ aus Mercie *H* 231, 4 spazieren ging, *g*³ üdZ *H* 5 um nach spazieren ging *H* 8 saalbaderte] daraus *r* (?) saalbaderte *H* 16 Piccini] Picini *H* Sacchini *g*³ aus Sadini *H* erweckten *g* aR statt befragten *H* 18 Rameau's *g* über Ramur *H* 19 großem *g* aus großen *H* 25 ein kräftiges *g*³ aus außs kräftige *H* 26 hatte] davor *r* aR so *H* 232, 3 einem *r* aus einen *H* 4 einem] einen *H* 9 jagt'] jagt] daraus *r* sagte *H* 13 er *g* aus der *H* 19 Taugenichts? Seit] Taugenichts; seit] daraus *r* Taugenichts! Seit *H* 28, 29 wie sich's gehört — nicht gehört] dafür: wie er sollte, oder vielmehr wie sich nicht gehört *g*³ üdZ *H*, Goethe vergass wohl, da mit nicht die Seite schloss, seine Correctur [wie er nicht sollte] durchzuführen. Daraufhin stellte *r* (?) die ursprüngliche Lesung wieder her. Aus Gründen der Vorsicht folgt ihm

unsre Ausgabe hierin. 233, 1 nicht] nicht nicht *H* Steffchen deutlich *H* (*le bourreau* Mercier) 9. 10 davon hernach *g*³ über wißt nur — *H* 11 vier Blätter gestrichen. dafür *r* üdZ ein Paar Bogen *H* einen] einen einen *H* Wiederholung getilgt *r* 14 vier Blätter] gestrichen, dafür *r* üdZ paar Bogen *H* 19 schnitt — Stücke *g*³ aR *H* 21 bin gestrichen, dafür *r* üdZ war *H* 23 dem *r* aus den *H* 24 aus *g*³ aus auf *H* 27 nahen üdZ *H* 29 begeisterte] daraus *r* begeistert *H* 234, 4 Schuhen *g*³ aus Schuh und *H* Strümpfen] Strümpfe *H* 9 Jahre *g*³ aus Jahr *H* 10 Verjorgung *r* aus Verjorgung *H* 12 da *g* aus daß *H* 16 Dardanus] Tartanus *H* Zu der ganzen Stelle ein Fragezeichen *r* aR 18 ihre Hemden *g*³ üdZ *H* eignen Sinn *g* üdZ und aR statt ihrem Geijt *H* Fähigkeit *g* aus Fähigkeiten *H* 19 daß *g*³ üdZ *H* 26 unter'm gestrichen, dafür *r* üdZ am *H* Ihr *g*³ aus ihr *H* 27 sie *g*³ aR *H* Euch] euch *H* 235, 7 von *g* üdZ 9 übersehend nach übermals *H* 15 *Pardonnez moi* *H* 16 *quelques un* *H* 236, 21 *Vandeuil* *H*, ebenso 237, 16. 26 *endroits*; *H* 237, 1 *que* fehlt *H* 7. s. *Méchant* *H* 11 *secrétaire* *H* 21 *reconnaitrez* *H* 238, 16 *connait* *H*

Paralipomena.

Unter den Handschriften zu Rameau's Nefte, welche das Goethe- und Schiller-Archiv besitzt, befinden sich drei Schemata zu der Abtheilung Nachträgliches I (erstes Drittel). Zwei davon sind Bruchstücke, eines ist wahrscheinlich unvollständig erhalten.

1. Ein Bogen grauen Conceptpapiers, Folio, halbbrüchig, nur ganz im Anfang rechts beschrieben von Johns Hand. In dem Bogen liegt ein Subscriptions-Prospect für Diderots Werke in der Brièreschen Ausgabe (Paris MDCCXXI). Die Handschrift nimmt Bezug auf den Druck *J*² (IV 1. 159 bezeichnet die Stelle, wo er in „Kunst und Alterthum“ zu finden ist) und auf den Brief Brières an Goethe, sowie mit den Worten Eigene Überzeugung wohl auch auf Goethes Antwort vom 15. October 1823, woraus sich die Datirung ergibt. Der Text lautet:

Rameau's Neffe.

Rückblick IV. 1. 159.

Endliches Auffinden des Originals.

Zweifel deshalb.

Anfrage.

Eigene Überzeugung.

Neue Anerkennung der Vortrefflichkeit.

2. Ein Blatt grauen Conceptpapiers. Folio, halbbrüchig. Nur ganz im Anfang rechts beschrieben von Johns Hand. Mit den Worten nach Anleitung des Modejournal's nimmt die Handschrift Bezug auf die Recension, die von uns als Nachträgliche II mitgetheilt worden ist und im Juni 1823 erschien. Dadurch, dass das vorliegende Schema mit einer Geschichte der Übersehung von 1805 und der Saur'schen Rückübersehung unter Anlehnung an den Aufsatz im Modejournal beginnen will, steht es der Ausführung etwas näher als 1. Der Text lautet:

Diderot.

Geschichte der Übersehung von 1805. nach Anleitung des Modejournal's.

Rückübersehung desgleichen. Aufgefundenes ächtes Original.

3. Ein Blatt grauen Conceptpapiers, Folio, halbbrüchig. Rechtsseitig auf beiden Seiten bis zum Schlusse beschrieben von Schuchardt, die Überschrift: Frankreich g. Es ist nicht unmöglich, vielmehr sogar wahrscheinlich, dass das Blatt noch eine Fortsetzung hatte. Die Handschrift weiss von der Wiederauffindung des Diderotschen Rameau, hat also Brières Brief vom 27. Juli 1823 zur Voraussetzung. Die Berührungen des Schemas mit H sind zudem trotz theilweise abweichender Anordnung so innig, dass das Stück wohl unmittelbar vor H anzusetzen ist. Der Wortlaut folgt hier:

Frankreich.

Diderot.

Manuscript von Rameau's Neffen.

In den Händen von Götschen

Durch Schiller zur Übersehung mitgetheilt.

Die Unterhaltungen über diese Arbeit; leider die letzten [Unterhaltungen] mit dem werthen Freunde.

Intentionirte Herausgabe des Originals.

Wahrscheinlich durch die französische Invasiön unräthlich gemacht.

Neue Ausgabe von Diderot's Werken.

Fehlendes Original gedachten Gesprächs.

Erwähnung

Anfrage bey mir

Antwort

Übersetzung als Original gegeben

Keinesweges glücklich

Allzu willkürliche Abweichung vom Text

Hätte man sich mit Geist daran gehalten, so wäre das Original ganz nahe wieder herzustellen gewesen.

Eine ähnliche wilde willkürliche Behandlung meiner Noten.

Eigentliche deutlich ausgesprochene Absicht der Noten.

Jene Zeit war schon sehr in den Hintergrund getreten, die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht.

Von solchen Frechheiten eines müßigen beschaulich-humoristischen Lebens war die Rede nicht mehr.

Ich gedachte die früheren Bezüge vor dem deutschen Leser wieder hervorzuheben.

Aber auch diese Bemühung war umsonst — die Kriegstage verschlangen alles Interesse und ohnehin war bey diesem Werk an keine augenblickliche lebhaftige Theilnahme zu denken.

In Paris entstand natürlicherweise der Streit ob sie untergehoben, Rückübersetzung des Originals sey.

Ward auch das Falsum im Einzelnen anerkannt, so blieb doch die Überzeugung im Ganzen schwanfend.

Das echte Original ward endlich in der Rousseau'schen Familie entdeckt, auch abgedruckt.

II.

Saur und Saint-Géniés liessen 1823 ihrer Rückübersetzung von Rameau's Nefte eine französische Bearbeitung von Goethes Anmerkungen folgen. (Vgl. dazu Varnhagen an Goethe 26. November 1821, Goethe-Jahrbuch Bd. 14. S. 61 f.) Mit der Aufgabe, das Buch an Goethe zu befördern, wurde wieder Oelsner betraut, der es diesmal jedoch nicht durch

Varnhagen, sondern durch den Grafen Reinhard übermitteln liess. Dieser sandte es mit einem Briefe vom 11. April 1823, dem ausserdem noch ein Schreiben der Übersetzer an Goethe vom 26. März (Goethe- und Schiller-Archiv) und ein Auszug aus Oelsners Brief an Reinhard beilag, von Frankfurt nach Weimar ab. Am 17. April verzeichnet Goethes Tagebuch Betrachtungen über diese Übersetzung, am 18. heisst es in einem Briefe an Reinhard, dass Goethe, dessen Wunsch entsprechend, den Übersetzern und Commentatoren ein freundlich Wort sagen werde, wozu er freilich das Büchlein erst näher kennen lernen müsse. Am 26. April Abends bildete das französische Werk den Gegenstand einer Besprechung mit Riemer (Tagebuch). — Noch ehe Goethe seine Anzeige der „Hommes célèbres“ in Angriff nehmen konnte, übersandte ihm Peucer am 28. April eine ungünstige Beurtheilung, „welche, für das Froriepsche Literaturjournal bestimmt, aus der Feder der Frau Geh. Regierungsräthin von Voigt, geb. Ludacus geflossen“ (Goethes Tagebücher Bd. 9, S 354 f.). Goethe suchte deren Druck zu verhindern (trotzdem erschien ein Aufsatz, der als eine gemässigtere Fassung der Voigtschen Arbeit wird gelten können, noch im gleichen Monat, Nr. 36) und versprach Peucer eine eigene Recension. (Darauf bezog sich wohl das Promemoria an Peucer, welches das Tagebuch am 30. April nennt. Vgl. Riemer an Goethe 2. Mai, handschriftlich im Goethe- und Schiller-Archiv.) Am 3. Mai wurde Verschiedenes auf die Übersetzung der *Hommes célèbres de France* dictirt, am 4. heisst es: Einiges an meiner französischen Übersetzung, am 5.: Einiges zur vorläufigen Recension des französischen Literaturwerks, am 6.: Aufsatz über das französische Werk *Hommes célèbres de France*, am 7.: Abend: Hofrath Meier, Professor Riemer; den Aufsatz über das französische Werk gelesen, am 9.: Nochmalige Abschrift der *Hommes célèbres* etc. für Herrn Grafen Reinhard. Diese ging am 17. Mai mit einem Briefe ab, in welchem es nach Erwähnung der (nach Goethes Meinung unterdrückten) misswillenden Recension heisst: Ich erregte darauf die um mich versammelten mäßig denkenden Freunde zu einem kleinen Aufsatz, wodurch denn auch jener erster Versuch verdrängt ward. — Ich lege die Abschrift bei — — Das Versteckspiel Goethes, als

sei er nicht Verfasser des Aufsatzes, darf nicht irre führen; schon Reinhard (an Goethe 28. Mai) liess sich nicht täuschen, wie denn auch Goethe später (an Reinhard 11. Juni) die Recension meinen kleinen Auftrag nennt. Zwei Briefe Peucers (Goethe-Jahrbuch Bd. 3, S 311 f.) bestätigen Goethes Autorschaft.

Über Einsendung des Aufsatzes nach Paris, bezw. französische Übersetzung desselben s. Goethe an Reinhard 17. Mai und 11. Juni; Reinhard an Goethe 28. Mai; Tagebuch 17. Mai und 11. Juni; Goethe-Jahrbuch a.a.O. — Bemerkenswerth wegen sehr ungünstigen Urtheils über die Hommes célèbres Goethe an Zelter 11. April 1825.

Druck.

Goethes Besprechung erschien im „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ Junius 1823, Nr. 45, S. 377—380. Unter dem Titel des Buches steht: „Vorläufig angezeigt“, eine Anmerkung besagt: „Der verehrte Herr Einsender ist des hier behandelten Gegenstandes vor Allen kundig“. — Wiedерentdeckt wurde der Aufsatz von Ludwig Geiger, der ihn Goethe-Jahrbuch Bd. 3 S 311 ff. anzeigte und abdruckte.

Unserm Text liegt der Originaldruck (mit den nothwendigen Abänderungen der Rechtschreibung) zu Grunde. Geändert ist nur der Name Saint-Géniés in das authentische Saint-Géniés. — nordijde bei Geiger 313, 40 ist Druckfehler, nach dem Originaldruck wurde 240, 15 nördliche wieder hergestellt.

Diderot's Versuch über die Malerei.

1796 trat Diderots „Essai sur la peinture“ als opus posthumum in Paris ans Licht, im gleichen Jahre noch machte Goethe seine Bekanntschaft. Er schreibt an Heinrich Meyer den 5./8. August 1796: Es ist ein wunderliches Werk von Diderot *Sur la peinture* herausgekommen, und nach einer Würdigung der Schrift heisst es schliesslich: Es wäre eine gar artige und lustige Arbeit wenn man Muth genug hätte das Werk zu übersehen, und immer mit seinem Texte zu controvertiren, oder ihm Beyfall zu geben, ihn zu erläutern oder erweitern. Vielleicht schicke ich Ihnen wenigstens ein Stückchen auf diese Art behandelt nächstens zu. Obwohl das warme Interesse, das Schiller an Diderots Essay nahm, Goethes Theilnahme wach hielt (Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller 10., 12. und 17. December 1796; 7. und 12. August 1797), erinnerten ihn doch anscheinend erst die Bedürfnisse der Propyläen an die geplante Bearbeitung. Am 11. August 1798 meldet das Tagebuch: Einleitung (zu den Propyläen) geendigt. Diderot über die Malerey; die letztere Notiz wird am nächsten Tage wiederholt. Unter dem 23. September heisst es dann: Allgemeine Disposition und Recapitulation des Materials zu den Propyläen, am 24.: Versuch über die Malerey von Diderot mit Anmerkungen, am 25.: Schluß des ersten Capitels von Diderot, am 26.: Schluß vom Diderotischen ersten Capitel, unter dem 30. (Goethe war seit dem 22. in Jena): Bey Hrn. Hofr. Schiller. Mittag Prolog besonders auch Diderot's Versuch über die Malerey. — Das zweite Capitel wurde im November fertiggestellt, ebenfalls in Jena. Schon bei einem Aufenthalt daselbst im October hatte Goethe Christiane (Brief vom 15. October) ge-

beten, ihm das Essay zu übersenden; jetzt meldet das Tagebuch am 16.: Diderot's getrenntes zweytes Capitel wieder geordnet, über die Wirkung der Farben das Capitel durchgedacht; am 17.: Diderot's Versuche über die Malerey mit Anmerkungen begleitet; am 18.: Früh Diderot zweytes Capitel, von dem Eindrucke der verschiedenen Farben auf den Menschen; am 19.: Diderot's zweytes Capitel. Bildmeister (der bekannte farbenblinde Student) wegen dem Nichtunterscheiden der Farben; am 20.: Früh Diderot's zweytes Capitel; am 21.: Schluß des zweyten Capitels von Diderot. — Die Anshängebogen zu Capitel I (= Propyläen I, Stück 2) las Goethe Anfang December und bat Cotta (am 7.) um Besichtigung des Druckfehlers: wir jagen von einer Natur statt wir jagen von einer Statue (S 259, 23), die auch erfolgte. Das Manuscript zur ersten Hälfte des dritten Propyläen-Stückes (= Capitel II) verspricht Goethe im gleichen Briefe noch vor Neujahr zu senden. — Am 14. Februar 1799 heisst es im Tagebuch: Am zweyten Capitel Diderot's corrigirt. Am 15. März gehen vier Bogen des dritten Stückes der Propyläen an Knebel ab, die jedoch Goethe bald wieder zurück zu schicken bittet: indejßen wird das Ganze fertig und du erhältst dein Exemplar; folgt ein Urtheil über das Capitel Diderot.

Drucke.

J: Propyläen. Eine periodische Schrift herausgegeben von Goethe. Ersten Bandes Zweites Stück. Tübingen, 1799. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Enthält S 1—44 Diderot's Versuch über die Malerey. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet bis zum Schluss des ersten Capitels. — Zweyten Bandes Erstes Stück. Tübingen . . . 1799. Enthält S 4—47 das zweite Capitel.

B: wie oben S 328. Diderot's Versuch über die Malerey etc. S 212—290.

B': wie oben S 328. Diderot's Versuch über die Malerey etc. S 229—312.

C: wie oben S 328. Diderot's Versuch über die Malerey etc. S 210—284.

C': wie oben S 328. Diderot's Versuch über die Malerey etc. S 215—288.

Handschriften.

Alle im Besitze des Goethe- und Schiller-Archivs.

a) Einleitung und erstes Capitel.

*H*¹: Zwei handschriftliche Hefte, die jedes einzeln einen unvollständigen, gemeinsam jedoch einen vollständigen Text bieten, indem das eine die Einleitung und die aus Diderot übersetzten Stellen, das andere Goethes Anmerkungen enthält. Beide Hefte, aus grauem Conceptpapier, Folio, sind halbbrüchig-rechtsseitig von Geists Hand beschrieben, von Goethe mit schwarzer Tinte stark durchcorrigirt; abgesehen von wirklichen Änderungen handelt es sich bei dieser Correctur um Herstellung sinngemässer Interpunction, richtige Verwendung von Majuskeln, Beseitigung von orthographischen Fehlern etc. Bleistiftzahlen von Goethes Hand (1—25), in beiden Heften über den einzelnen Abschnitten angebracht, setzen Text und Anmerkungen zu einander in Beziehung. — Das erste Heft führt auf dem Umschlag den Titel: *Diderot's Versuch über die Mahlerey Text*, enthält (ausser dem Umschlagbogen) sieben Bogen, deren beide erste ineinander, die übrigen einzeln eingeheftet sind. Das vorderste und das letzte Blatt des Heftes (ausser dem Umschlag) sind unbeschrieben. — Die Überschrift (Bl. 1^a) *Diderot's Versuch über die Mahlerey übersezt und mit Anmerkungen begleitet* ist von Goethe gestrichen, am Rande aber in anderer Zeilenvertheilung mit Bleistift wiederholt. — Das zweite Heft hat auf dem Umschlag den Titel *Diderot's Versuch über die Mahlerey Anmerkungen*, enthält (abgesehen vom Umschlag) neun einzeln geheftete Bogen. Das zweite Blatt des letzten Bogens ist unbeschrieben. — Die Doppelhandschrift ist wohl Abschrift eines Dictats: neben Hörfehlern wie *zerstrent* und statt *Zerstremungen* (S 247, 8), *verfehlt* statt *verfährt* (S 257, 3), *dem Geiſte vorzurufen* statt *den Geiſt hervorzurufen* (S 284, 6 f.) u. a. erscheinen, wenigstens im zweiten Heft, Versehen: *beschreiben* statt *bestreiten* (S 254, 10), *nun* statt *nur* (S 280, 19).

b) Zweites Capitel.

H²: Die ältere der beiden Handschriften, die nur aus Diderot übersetzte Stellen, nicht Goethes Anmerkungen enthält. Geists Hand, Verbesserungen Goethes mit schwarzer Tinte und Bleistift. Die Handschrift besteht zunächst aus vier, zu je zwei und zwei ineinandergelegten Bogen grauen Conceptpapiers, Folio, das Ganze geheftet, doch ohne Umschlag; die Schrift, halbbrüchigrechtsseitig, geht bis zur Vorderseite des letzten Blattes durch. Ausserdem liegen noch bei vier halbe (d. h. durch senkrechten Schnitt vom Blatte abgetrennte) Folioblätter, jedes einseitig mit der Übersetzung einer Stelle aus Diderot beschrieben. Auf den losen Blättern stehen folgende Stellen unserer Ausgabe: S 297, 12—28; 298, 17—299, 13; 300, 3—15; 321, 1—9. Abgesehen von dem Fehlen dieser Stellen unterscheidet sich die Haupthandschrift noch durch Folgendes von der endgültigen Textgestalt: 1. Nach der Stelle S 295, 21—296, 8 folgt ein Abschnitt, der später nicht verwendet und von uns weiter unten als Paralipomenon mitgetheilt ist. 2. Der Abschnitt S 304, 18—305, 6 steht erst hinter 309, 7—12. 3. Die Stellen S 312, 12—11; 313, 4—11; 314, 8—23 bilden einen einzigen Abschnitt. — Auch hier liegt Abschrift eines Dictats vor: Hörfehler z. B. bewirften statt gewirften (S 300, 21), motivicirt statt modificirt (S 317, 18). Sehfehler: ein statt im (S 297, 12), auch statt eudj (S 313, 14).

H³: Vollständige Handschrift des Diderotschen Textes sammt den Anmerkungen Goethes. Zwölf weisse Folio-bogen, je zwei und zwei ineinanderliegend, in grauen Umschlag geheftet. Ein Ergänzungsblatt ist an der betreffenden Stelle beigeheftet, ein Ergänzungsbogen liegt lose bei. Von Geists Hand halbbrüchig-rechtsseitig beschrieben, doch so, dass die aus Diderot übersetzten Stellen etwa zwei Finger breit auf den Rand übergreifen, wodurch das Auge sie sofort von Goethes Anmerkungen trennen kann. Korrekturen Goethes mit schwarzer Tinte. Die Rückseite des letzten Blattes ist unbeschrieben. Der eingelegte Bogen wie die übrige Handschrift (doch das zweite Blatt unbeschrieben), das eingehaftete Blatt auf der Vorderseite mit wenigen Zeilen von Goethes Hand, auf der Rückseite wie die Handschrift. — Abschrift eines mit *H²* eng verwandten Textes, da die

meisten, doch nicht alle Fehler von H^2 übernommen sind. (Vgl. die bei H^2 angeführten Stellen.)

Über das Verhältniss der einzelnen Textgestalten zu einander sei noch Folgendes bemerkt: H^1 und H^3 werden schwerlich als Druckvorlagen gedient haben, H^1 schon deshalb nicht, weil es sich als Doppelmanuscript nicht dazu eignete. Auch tragen beide Handschriften keine Spur von Benutzung in der Druckerei, und die in J auftauchenden Verbesserungen sind doch wohl zu zahlreich, um lediglich auf Goethes Druckcorrectur zurückgeführt werden zu können. Neben diesen Verbesserungen bietet aber J ab und zu auch Verschlechterungen (s. unten), die theils auf die Druckvorlage zurückgehen mögen (so sicher 283, 9), theils durch Schuld des Setzers hereingerathen sind, so dass diese Ausgabe keinen unbedingt zuverlässigen Text bietet. B gibt einen Abdruck von J , ohne Verbesserungen die Goethes Hand verriethen, aber nicht ohne neue Fehler. B^1 ist ein nachlässiger und schlechter Abdruck von B , dessen Fehler es häufig übernimmt (so 270, 22; 282, 10; 289, 18 f.; 290, 17; 300, 24; 301, 10; 314, 6), ohne jeden selbständigen Werth, und wird in Folge dessen in den Lesarten nicht berücksichtigt werden. — C^1 ist nach Bogen von B gedruckt, aber vorher einer sehr liebevollen Durchsicht unterzogen worden, woraus nicht nur die bis dahin arg vernachlässigte Rechtschreibung und Interpunction Vortheil gezogen hat, sondern auch der Text: verschiedentlich ist im einzelnen Ausdruck der Übersetzung, einmal (S 266, 28) sogar sachlich gebessert worden, unter offenbar Heranziehung von Diderots Urtext.*) — C stimmt in allem Wesentlichen mit C^1 überein. Leider sind Göttlings Bemerkungen nicht erhalten. — Was die äussere Gestalt der Drucke anbetrifft, so unterscheidet J den Text Diderots von Goethes Anmerkungen durch grösseren Druck; von B an treten an dessen Stelle Anführungszeichen.

Unserer Ausgabe liegt C zu Grunde, doch waren mancherlei Änderungen erforderlich. In einer ganzen Anzahl von Fällen bot schon J Fehler und Versehen, die sich in den folgenden Drucken fortpflanzten; sie sind mit Hilfe der Handschriften

*) Die Doppeldrucke von C^1 haben keine Berücksichtigung gefunden.

beseitigt worden (S 248, 21; 252, 14; 258, 5; 259, 9. 18; 261, 21; 275, 6; 276, 8; 277, 27; 278, 25; 279, 13; 283, 9. 22; 298, 21; 302, 18; 305, 22; 307, 6; 310, 20; 311, 8; 313, 1; 317, 27). Auch *B* brachte eine Reihe von neuen Versehen in den Text, die der Berichtigung bedurften (S 256, 4; 270, 5 f.; 282, 1; 289, 18 f.; 290, 17; 299, 3; 300, 24 f.; 301, 10; 314, 6; 319, 9); desgleichen waren Druckfehler aus *C*¹ (S 294, 6; 304, 23; 307, 10; 312, 22) und *C* (S 276, 11; 277, 19; 299, 10; 303, 21; 320, 2) zu beseitigen. — Gegen Handschrift und alle Drucke mussten S 276, 17; 298, 18 und 299, 10 geändert werden. — Die Berücksichtigung Diderots unterlag derselben Beschränkung wie bei „Rameau's Neffe“. Benutzt ist die Ausgabe Oeuvres ed. Assézat Bd. X, Paris 1876, S 461 ff.

Unterschiede lediglich orthographischer Art sind in den Lesarten nicht berücksichtigt, Unterschiede der Interpunction nur dann, wenn der Sinn dadurch betroffen wird. — Bedeutung der Siglen etc. wie S 343. *g*¹ = von Goethe mit Bleistift Geschriebenes.

Lesarten.

Geständniß des Übersetzers.

247, 1 Geständniß des Übersetzers *g* aR statt Einleitung *H*¹
 7 vergegenwärtigt *H*¹ *JB* 8 Zerstreungen *g* aus zerstreut und *H*¹
 11 demselbigen *g* aus demselben *H*¹ 11. 12 vielleicht nach ein *H*¹
 12 unerwartet *g* aus unerwart *H*¹ 248, 3 Bald — 6 zurück *g*
 aR statt ein Theil des ganzen folgt dem andern ein Theil
 durchkreuzt den andern das Gespräch geht in seiner Reihe hin
 bald wird es da bald dort hingerichtet und kehrt so lange in
 sich selbst zurück *H*¹ 7 endlich *g* aR *H*¹ 10 die Vorlesung] die
g über der *H*¹ 13 möchte] mögte *g* aus möge *H*¹ 15 des Dialogs
g aR *H*¹ 18 das zweite und *g* üdZ *H*¹ 21 Daher mag es
 kommen: *g* aR *H*¹ Ausrufungszeichen statt Kolon *J—C*
 25 ihren *g* über den *H*¹ 249, 2 Ich *g* aR statt und *H*¹
 12 schon *g* aR statt erst *H*¹ 13. 14 vorzüglich *g* aus mit vor-
 züglichem Widerspruch *H*¹ (mit aus Versehen nicht gestrichen)
 21. 22 geltend macht] gelten macht *g* aus auch gegen das Theater
 geltend machte *H*¹ gelten macht *JB* 24 als — 25 Gefinnungen *g*
 aus als aus Überzeugung daß nach diesen Maximen ein neues

Kunstgebäude errichtet werden könnte; sehe ich diese Bestimmungen *II*¹ 25 nur *g* üdZ *H*¹ 28 einladen — 250, 3 dann] einladen sollten, in der neueren Zeit [theils] als theoretische Grundmaximen [*g* und *g*¹ üdZ statt Maximen] fortspuken, [theils] und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik [der Künstler sowohl als Dilettanten] begünstigen; dann *g* üdZ und aR statt: einladen nun als immer befolgte und immer zu befolgende Grundsätze nicht einer bewährten Schule, sondern einer wühnenden und meynenden Menge aufgestellt und befolgt so *H*¹ 250, 4 abgechiednen *H*¹JB 18 bei — helfen; *g* unter ins Licht stellen helfen! *H*¹

Erstes Capitel.

251, 4 Jede] Alle *H*¹ 5 sie *g* üdZ *H*¹ 5, 6 Ursache *g* aus Ursachen *H*¹ 11 keine, die *g* aus kein3 daß *H*¹ 12 sie *g* über es *H*¹ 19 Mensch — 22 beurtheilt *g* aR [ursprünglich mit der Lesung: darnach beurtheilt er für: und darnach . . . beurtheilt] statt Erscheinung vom Menschen selbst gegeben werden. *H*¹ 22 hingegen *g* üdZ *H*¹ 23 denen *g* über dem *H*¹ 252, 1 Hier *g* über es *H*¹ 5 arbeitet *g* über wirkt *H*¹ 9 Einem *g* aus einem *H*¹ 10 jogleich — mit] und andere Theile leiden jogleich mit *g* üdZ und aR statt aber andere Theile folgen nach *H*¹ 11 nun *g* über einmal *H*¹ den *g* über diesen *H*¹ 13 wodurch — 14 muß *g* aR für wodurch ihre [*g* aR] Entwicklung durchaus gestört [*H*¹] wird [*g* üdZ] dieses aus und dann wird die Entwicklung der übrigen Theile durchaus gestört *H*¹ 14 nun fehlt *J—C* 18 die — 19 hat] die ihre Augen [*g* aR statt welche ihr Auge], in der Jugend, verlohren hat *H*¹ 23 Augenbraunen *H*¹JB¹ 25 indem — 26 hat *g* aus hat dieser Bewegung nachgegeben, und hat *H*¹ 27 gezogen, und *g* über gezogen *II*¹ Gesicht3 *H*¹J 253, 3 Oval *g* aus ovale *H*¹ 5 eure *g* aus eure *H*¹ 8 dieß *g* über sie *H*¹ 11 erhobene] erhabene *H*¹ 12 Knorpel nach forderu *H*¹ 13 vorn *g* üdZ 15 Armes *H*¹ 18 Systeme *H*¹ 23 Buchlichen *H*¹ 24 scheint — 25 Behauptung *g* aR statt scheint [corrigirt üdZ scheinen] der Inhalt des zweyten Paragraphs manchem *H*¹ 254, 1 Wahrscheinlich *g* über Gewiß *H*¹ Semiotik *g* über semiotischen Anwendungen *H*¹ 7 Bessere3] bessers *H*¹ 9 vollkommener] vollkommner *H*¹ 10 zufriedener] zufriedner *H*¹ 12 bestreiten *g* aR statt beschreiben *H*¹ 13 Die *g* über seine *H*¹ aller seiner *g* aus bey allen seinen *H*¹ (doch ist seinen

aus Versehen nicht in seiner geändert) 15 völlig — 17 darzustellen *g* aR statt zusammen zu setzen *H*¹ 17. 18 gleichgültiges *g* aus gleichgültiges *H*¹ 20 [scheinbares] darnach Wesen *H*¹ 21 vollkommene] vollkommne *JB* 26. 27 berufen] darnach und das ist nicht die große und herrliche Seite der Natur. *H*¹ 28 geistigen und sinnlichen *g* aR statt Seelen und *H*¹ 255. 2 erhebt] er hebt *B* 2. 3 lebendige *H*¹ *J* 3 dahin ist *g* aR und üdZ aus darauf ist *g*, dieses aus das ist unser Erbtheil. Das ist die Region wohin *H*¹ [ist aus Versehen nicht gestrichen] 4 angewiesen darnach ist. *H*¹ 7 durchbringen nach bestimmen *H*¹ 11 Spaziergänger *g* aR *H*¹ 14 Tiefe *H*¹ welchen *g* aus welchem *H*¹ welchem *J* 17 Beobachtungen *g* aus Beobachtung der Welt *H*¹ 18 der Welt *g* aR *H*¹ 19 hingegen *g* üdZ [irrhümlich vor statt nach Menschen eingeschoben] *H*¹ gar *g* aR *H*¹ 25 wechselweise *J* 27 die Worte *g* aR statt den Paragraphen *H*¹ 27 genau *g* üdZ *H*¹ 256. 2 daß Genie *g* üdZ und aR statt der genialische Künstler *H*¹ 4 der] die *BC*¹*C*, aber meist Masculinum. 8 überdieß — Physiolog *g* aR statt der Physiolog kann sie *H*¹ 14 Wunderlicher *g* aR statt Sonderbar du *H*¹ warum wolltest *g* über daß *H*¹ 15 um *g* über wolltest *H*¹ 21 an *g* aR statt durch *H*¹ 25 kurze *H*¹ 27 des vorstehenden Perioden *g* aR statt eben dieses Paragraphs *H*¹ 257. 1 kennen *g* aus können *H*¹ 2 wie] die *H*¹ 3 verfährt *g* aR statt verfehlt *H*¹ 5 denen *g* aR statt dem *H*¹ Ermanglung *H*¹ *JB* 6 Hier nach und *H*¹ 11 werden nach und *H*¹ 14 Anschauen *g* aus Anschau *H*¹ 17 für *g* aR *H*¹ 21 Nöthige] notwendige *H*¹ 27 ihnen *g* aus ihm *H*¹ 258. 5 Genies] Genies *J—C* 10 befolgt *g* aus gefolgt *H*¹ 13 hie und da *g* aR *H*¹ 20 daß *g* aR statt daß *H*¹ 23 dem *g* aus den *H*¹ 259. 1 [Unbestand] Umstand *H*¹ *JB* (*difformité* *Did.*) Veränderungen *H*¹ 2 ihn fehlt *H*¹ 3 dem *g* aus den *H*¹ Antinonß *g*(?) aus Antinonß *H*¹ 4 bliebe *g* aR statt bleibt *H*¹ 9 gebracht] gebraucht *J—C* 11 gestört *g* aus zerstört *H*¹ 14 Forderung *J* 18 folgender] folgende *J—C*, vgl. zu 223, 25. 260, 6 feine nach der Plastik *H*¹ lebendige *g* aus lebendiges *H*¹ 7. 8 dem würdigsten *g* aR statt ihrem höchsten *H*¹ 8 ergreift *g* aus begreift *H*¹ 9 ihre] sich *H*¹ 13 Erscheinungen *g* aus Erscheinung *H*¹ Ebenso 15. 16. 16 daß *g* aus daß *H*¹ anerkennt *g* aus anerkenne (?) *H*¹ 23 lesen *g* aR

statt müssen *H*¹ im Leben] gewöhnlich *g* üdZ *H*¹ 24 aus
g für ansfehen *g* aR für anslöfen *H*¹ 25 alles nach alles
 geniesbar *H*¹ 26. 27 aufreizend und anlockend *g* aus auf-
 reizen und anlocken *H*¹ 261, 9 er nach sie *H*¹ 13 medicäische
*H*¹ *JB* 15 übernehme *JB* 21 falsche] flache *J—C* und Seguer
g aR *H*¹ 22 vor nach und *H*¹ 23 sich um hier] um hier
 sich *H*¹ 28 in nach um *H*¹ 262, 4 Frage *g* aus Fragen *H*¹
 4 ob — 5 sei? *g* aR *H*¹ 9 Streng; *H*¹ *J* 11 Daß *g* aus laßt *H*¹
 12 hebe *g* aus hebet *H*¹ 20 glaubst; *B* 24 ruhen *g* üdZ *H*¹
 25 Sachtantü *H*¹ *JB* schweben *g* aR statt hinein *H*¹ 25. 26
 Doch diese merke: *g* über aber *H*¹ 263, 1 thörige *H*¹ *JB*
 2 dann *g* über so *H*¹ 3 du nach dann *H*¹ 6 der nach
 und *H*¹ 6 wäre — 7 zu verstoßen] würde — verstoßen *H*¹ 8 auf-
 zunehmen] aufgenommen *H*¹ 9 wohl *g* über allenfalls *H*¹
 10 interessante *g* aus interessantes *H*¹ Situation — erregen *g* aR
 statt Märchen aufzustellen *H*¹ 11 selbst *g* üdZ *H*¹ 12 ihm
g aus ihu *H*¹ 13 andichtet *g* aR statt zuschreibt *H*¹ 14 er-
 weichen] sich erweichen *H*¹ 15 Geschichtchen *g* aR statt Mär-
 chen *H*¹ 16 für — 17 Menschen *g* aR statt und vor [*g* üdZ
 und aR für] ein sinnliches knustloses Volk recht erfreulich seyn
 mag aber ich sage dir das ganze ist eine märchenhafte Frage.
 Man hat Geschichten daß brutale Menschen *H*¹ 20 aber *g* üdZ *H*¹
 ganz nach aber *H*¹ 22 und *g* üdZ *H*¹ feiner *g* aus einer *H*¹
 264, 1 Einem *H*¹ dir *g* über ihr *H*¹ 6 in nach unmerklichen
 Inconsequenz *H*¹ 7 unmerklichen, Inconsequenz *g* aR *H*¹ daß
 nach nicht *H*¹ 9 müssen *g* nach sollten *H*¹ 20 den *g* aR
 statt seinen *H*¹ 21 seine *H*¹ 22 aber *g* üdZ *H*¹ 25 wenden
 uns abermals *g* über fehren *H*¹ [Autor] darnach zurück *H*¹
 unserem *JBC*¹ 26. 27 seltsamen Seitenwegen] bizarren *Ccartz*¹ *H*¹
 265, 7 doch *g* üdZ *H*¹ 8 dürfen *g* über müssen *H*¹ dürfen *J*
 13 es nach uns *H*¹ 24 wir behauptet haben] erst behauptet
 worden *H*¹ 266, 6 wenn] wenn man *g* über So wie *H*¹ die
 nach auch *H*¹ 7 und *g* über oder *H*¹ 8 wohl ausgedrückt ist.
g zugesetzt *H*¹ ausgedrückt auch *JB* 17 erwachsenen *H*¹ *J*
 24 keinen] einen nach an *H*¹ einem] keinem *H*¹ 25 Ihrige
g über übrige *H*¹ 28 fünf und zwanzig] zwanzig *H*¹ *JB*
 (vingt cinq *Did.*) 267, 3 u. 17 Chimära *H*¹ 4 Dieser nach
 Gegen *H*¹ 7 Erwachsenen *H*¹ *JB* 12 ist; *g* aR *H*¹ 17 als-
 dem *H*¹ *J* 18 beynah *H*¹ 20 unförmliche] unförmige *H*¹ *JB*

21 strebt *g* aus bestrebt *H*¹ wie *g* aR statt auch *H*¹ 22 um — 23 reduciren] und sich auf nichts zu reduciren strebt *H*¹ 28. 268, 1 entwideste *H*¹*JB* 268, 7 *più*] *piu* *H*¹*JB* 9 hervorbringt *H*¹ 19. 20 dasjenige] das *H*¹ 21 aufzustellen *g* aus darzustellen *H*¹ 24 vielen *g* über vierzehn *H*¹ erwachsenen *H*¹*JB* 26 *Ja g* über und *H*¹ 269, 4 in dem *g* aus indem *H*¹ 8 bedeutende *g* aR statt wichtige *H*¹ 10 verhalten] erhalten *JB* (*Quels que soient Did.*) 11 zerstören nach so *stören*] *H*¹ 17 sollte nach ist *H*¹ 19 bleiben *g* aus bleibe *H*¹ auf nach nicht *H*¹ 20 beharren werde *g* aR aus beharre *H*¹ 22 trotz] ohngeachtet *H*¹*JB* 23 sehe *g* aus sähe *H*¹ 24. 25 Wird er *g* aR statt Würde *H*¹ 26 arbeiten *g* über werden *H*¹ 27 Weiberfiguren nach seinen *H*¹ 270, 1. 2 zu zeigen habe] zeigen soll *H*¹ 2. 3 daß Äußere] eß *g* aR statt das *H*¹ 3 erließe nach man *H*¹ 5. 6 leichtgesinnten] leichtsinnigen *BC*¹*C* 8 da nach besser aus *H*¹ 9 bestimmter aus *g* aR *H*¹ 10 soll — darstellen *g* aR statt sollst du ausdrücken *H*¹ 11 anders *g* aR *H*¹ 15 sie] eß *g* üdZ *H*¹ 22 anzumachen; Semikolon fehlt *B* 25 nicht nach aber *H*¹ 26 wird nach würde *H*¹ 26. 27 melodischen *g* üdZ aus methodischen *H*¹ 271, 3 diese] *g* über jenes *H*¹ 4 befolgen *g* aR statt zu brauchen *H*¹ jenen *g* über diesen *H*¹ 7 zweimal vor] für *H*¹*JBC*¹ 8 Unnütze *g* aus unnütze *H*¹ 9 verändern] darnach: Künftig äußern wir uns über diesen wichtigen Punkt bestimmt und einzeln. *H*¹ 19 Zeichenname *H*¹ 12 soll; *g* aR *H*¹ 13. 14 die Natur] sie *H*¹ 15 schwanfend *g* aus schwanfen *H*¹ 20 freilich auch daß] freilich daß auch *g* aus daß auch *H*¹ 21 weiß] weißt *JB* 23 welche] *g* über das *H*¹ 26 zieht *g* aus geht *H*¹ 272, 10 während nach da *H*¹ 11 Jahren] Das *n* ist *g* getilgt gewesen, die Tilgungsstriche jedoch durch Verwischen wieder beseitigt *H*¹ 15 schief *g* aR statt links *H*¹ 16 ebendenselben] denselben *H*¹ 26 vor der Schute *g* über da *H*¹ 27 zu *g* über mit *H*¹ 28 Was — 273, 1 hat *g* aR statt wie verhält sich *H*¹ 273, 1 Akademie *g* aR statt Schule *H*¹ 2 welche] *g* über wie verhält sich *H*¹ 3 auf Erfordern] auf Befehl *g* aR statt von Herzen *g* aR statt nach Belieben *H*¹ auf Befehl *JB* 3 schläßt] davor *g* aR naturgemäß *H*¹ 4 Bauer aus Bauern *H*¹ vor] für *H*¹*JB* 8 feins *g* aR statt nicht *H*¹ feins *g* über nicht *H*¹ 16 Da] nach Selbst *H*¹ 23 um nach wenn man sie dort entläßt *H*¹ 24. 25

wenn man sie dort entläßt, *g* aR *H*¹ 25 Gardel *g* aus Gardell *H*¹
 26 da *g* über dort *H*¹ 274, 2 zugehüllter *H*¹*JB* 4 an's
g aR statt auß's *H*¹ 6 verdrießlichen *g* aus verdrüßlichen *H*¹
 7 wird *g* über kann *H*¹ und nach werden *H*¹ 11 und *g* aus
 nun *H*¹ 12 werden *g* über seyn *H*¹ 16 einem nach und *H*¹
 17 unerträglich *g* aus läglich *H*¹ 19 Daran nach und *H*¹
 22 Übereinstimmung *g* aus Übereinstimmungen *H*¹ 27 wieder *g*
 aR *H*¹ 28 sogleich gehorcht *g* aR statt und . . . gehorcht sogleich *H*¹
 275, 4 und — 5 auch *g* aR statt und man wählte auch *H*¹
 6 ausdrücken] auszudrucken *JB* auszudrücken *C*¹*C* 9 hält *g* über
 stellt *H*¹ 18 mache *g* aus mach *H*¹ 19 ihm *g* aus ihnen *H*¹
 20 liesse *g* über läßt *H*¹ 25 zuzurufen *g* aR statt zu sagen *H*¹
 26 Jahre.] Jahre? *H*¹ (Punct *Did.*) 27 die Krambude der
 Manier *g* aR statt diesen manierten Kram *H*¹ 276, 2 dem *g*
 über einem *H*¹ 7 Auftritte] Begebenheiten *H*¹*JB* 8 Märkten]
 den Märkten *J—C* 10 Lebenshandlungen *g* aus Lebenshand-
 lung *H*¹ 11 Cameraden, *C* 13 eigne *H*¹*JB* 17 den] dem
*H*¹*J—C* 19 Le Sueur] le Sueur *H*¹*JB* und so stets sollt]
 wollt *g* aus wollte *H*¹ wollt *JB* (*il faut que vous mettiez Did.*)
 22 wäre an sich *g* über ist *H*¹ 277, 1 Erfahrungen nach
 diese *H*¹ 2 unsere *H*¹*J* 4 falsch] Intereßante] falschintereßante
g aus falsche Intereßante *H*¹ 11 denn nach es *H*¹ 15 aus-
 drückt] ausdrückt *B* 18 Aufgaben *g* über Personen *H*¹ 19 an-
 maßlich leer *C* unzulänglich] unzugänglich *JB* 27 Einer *g*
 aus einer *H*¹ einer *J—C* 278, 9 andre *JBC*¹ 12 fünfzig *H*¹*J*
 13 Bekleidung *g* aus Begleitung *H*¹ 14 andere *H*¹ 17 kleinlich]
 klein *H*¹*JB* 21 seinem Rath] *g* aus seiner Art *H*¹ 24 der fort-
 schreitende] der *g* über das mehr oder *H*¹ 25 vollendende] vollendete
J—C 26, 27 den man *g* aus dem man *H*¹ 28 entferne.] dar-
 nach unsere Gedanken über diesen wichtigen Punct werden wir
 künftig unter den Rubriken Gebärde und Zusammenstellung
 vortragen. *H*¹ 279, 1 er — gethan *g* aR statt mehrmals
 bisher *H*¹ 8 mehr nach immer *H*¹ an eine — 9 wäre] er
 sie ausführte *H*¹ 13 Eine *g* aus eine *H*¹ eine *J—C* 20 ihr
 werdet immer, *H*¹*JB* 21 Einen *g* udZ *H*¹ 22 Gegenstands
*H*¹*JB* 280, 1 Künstlern nach den *H*¹ 3 wirkend *g* aus
 wirkend *H*¹ 11 könnte] kann *H*¹ 15 ungefährl] ohngefähr *H*¹*JB*
 16 wirklich *g* udZ *H*¹ durch — 17 Milte der *g* aR statt hypo-
 thetisch aus der mittlern *H*¹ 19 nun *g* über nur *H*¹ 21 schat-

den] schade *H*¹ 22 vollenden möge] vollende *H*¹ 24. 25 hierbei aufgerufen *g* aR aus aufgerufen *H*¹ 26 ihr nach das *H*¹ das Ganze gut *g* aus das ganze Gut *H*¹ 281, 1 Gefühls *g* aR statt Genies *H*¹ 2 auferlesen *H*¹ *J* 6 ihn *g* aus ihm *H*¹ 8 ihm *g* aus ihn *H*¹ dann *g* über mehr *H*¹ Erwachene] Erwachene *H*¹ *J* 9 ferner *g* üdZ *H*¹ 14 lebe *H*¹ 15 heiße *H*¹ 16 den *g* aus denen *H*¹ verschiednen *H*¹ 17 Zufälligkeiten *g* aR aus Zufälligkeit *H*¹ 19 Veränderung bewirken *g* aR statt verursachen *H*¹ 21 vierzehn *H*¹ *JB* 22 sich] sie *H*¹ 24 abgezogen *H*¹ *JB* 25 lebendige belebte Rakte] lebendige, belebte nackte *H*¹ Lebendige, Belebte, Nackte *JB* lebendige belebte Nackte *C*¹ (*le nu animé et vivant Did.*) 282, 1 überein *g* aR statt gleich *H*¹ Strich] Streich *BC*¹ *C* 2 müsse] muß *g* aus muß *H*¹ 7 und die Intention *H*¹ 8 und die Epochen *H*¹ 10 angegeben *g* üdZ *H*¹ sein] sehen *g* aus seyn *H*¹ sehen *J* seyn *B* 11 haben] darnach um so mehr, da wir oft genug Gelegenheit finden werden auf diesen Gegenstand zurück zu kommen *H*¹ 15. 16 aufgedunsene *H*¹ *JB* 17 wiedersehen *H*¹ 23 Fürwahr] Aber *H*¹ als du *H*¹ 283, 1 weitesten] weitsten *H*¹ 2 soll *g* über hat *H*¹ sowohl gewissenhaft] So hat Goethe unverkennbar gelesen haben wollen: vor dem gewissenhaft *H*¹ steht *g* aR sowohl so, was vom Abschreiber der Druckvorlage als so wahr, so verlesen wurde. Letztere Lesung *J—C* 10 er soll gewissenhaft *g* aR statt gestrichener gleicher Lesart *H*¹ 13 erloschen *g* aR statt aufgelöscht *H*¹ kann — 11 verdienen *g* aR statt doch als Kunstwerk wo nicht vortreflich doch wenigstens gut seyn. *H*¹ 22 Einmal *g* aus einmal *H*¹ einmal *J—C* 23 sich zu *g* im Text und aR *H*¹ 27 als ein nach im zwanzigsten Jahre *H*¹ 284, 6 den Geiste *g* [Geiste aus Versehen uncorrect] aus dem Geiste *H*¹ hervorzurufen — 8 wieder *g* aR statt vorzurufen, das höchste Leben des Schriftstellers wenn er nach dem Tode gleich Hamlets Geiste überall wo man steht aus dem Boden hervorruft und zum Schwur auffordert Genialischen Wirkungen treu zu seyn. Nochmals lebe wohl du Alter, bey den farbigen Erscheinungen finden wir uns wieder. *H*¹

Zweites Capitel.

285, 3 Geiste *H*¹ 1. 5 zeigt — daß *g* aus zeigt sich hier sehr im Vortheil *g* aus zeigt hier den großen Vortheil daß *H*¹

5 dieser g über einer H^3 6 sei] ist g über sey letzteres durch Unterpungirung wieder hergestellt H^3 8 sollen g über mögen H^3 9 bizarren $H^3 JBC^1$ 10 war g über ist H^3 er aus eß H^3 sich g aR H^3 11 bewußt nach sich H^3 12 fanden g aus finden H^3 13 den g aus dem H^3 hatten g aus haben H^3 286, 3. 4 Behandlungsart g aus Behandlung H^3 6. 7 anerkannt g aus anerkannteß H^3 12 deren Bedürfniß üdZ statt die H^3 27 eine andre] eine andere g aus einer andern H^3 eine andere JB 287, 8 Einiges — 9 Coloritz g^1 aR H^2 kaum leserlich 10 die Gestalt — das Leben] die Gestalt die Farbe das Leben H^2 die Gestalt, die Farbe das Leben H^3 die Gestalt, die Farbe, das Leben JB 11 alleß] sie H^2 19 Seltenheit guter Coloristen] Seltenheit der guten Coloristen g^1 aR H^2 kaum leserlich 23 u. 26 zehen $H^2 H^3 JB$ 23 fürtrefflichen $H^2 H^3 JB$ 25 und] doch g über und letzteres durch Unterpungirung wieder hergestellt H^2 288, 4 in's Allgemeine] inß allgemeine g aus ist allgemein H^2 blendet g über wendet H^2 11 Anordnung nach Zusammensetzung] H^2 13 Wenn — 14 Leben] Es ist wahr die Farbe belebt die Oberfläche des Bildes, aber das genialste Leben muß man H^2 16 Auch — 290, 2 betrachtet] dafür Doch ist es nicht zu leugnen die Klage ist schon alt daß es mehr gute Zeichner als Coloristen gebe und es verdiente wohl daß man die Ursache davon zu entdecken versuchte. [Absatz] Pater Castel, ein geistreicher Franzose sucht sie darin [g aus darinne] daß man wohl eine Theorie der Zeichnung aber keine für die Farbengebung habe. Und gewiß gehört diese Betrachtung unter die wichtigsten; denn wie traurig sieht es mit dieser Rubrik in unsern Lehrbüchern aus. Man sehe den Artikel Colorit in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, man sehe ihn mit den Augen eines Künstlers an H^2 Zu Beginn dieses Passus verweist ein \odot auf einen beigelegten Bogen, der auf seinen beiden ersten Seiten den jetzigen Text enthält mit folgenden Lesarten: 288, 16 Auch g üdZ statt Doch g üdZ statt Übrigens H^3 überhaupt g üdZ H^3 24 der Meister fehlt H^3 wenn — 25 antrifft] wenn das Übergewicht sich nicht etwa gar auf die Seite des Coloristen neigte H^3 289, 9 auf Natur] auf die Natur g über dann H^3 10 Beispiele nach die H^3 eignen $H^3 JB$ 11 Und warum g aR statt Warum H^3 doch g üdZ H^3 12 Darum g über Daher H^3 16 eine nach

wirklich H^3 18. 19 gleichsam fehlt BC^1C 23 nicht mehr g aR statt so wenig H^3 24 verschiednes H^3JB 28 3. B. g üdZ H^3 290, 3 einem g aus einen H^3 folgen g über sehen H^3 17 in nach und H^3 Verirrungen] Verwirrungen BC^1C 20. 21 unentbehrlich g aR H^3 21 wohl g nach freylich g üdZ über so H^3 23 von nach der H^3 25. 26 dagegen hat es] Aber es hat H^3 26 ein] daß H^3 291, 1 es g aus er H^3 2 der g über einer H^3 4 Urtheil über die Farbengebung g^1 aR H^3 , fast unlesbar. Vorher gehen einige Worte, von denen nur der Name Sulzer (?) zu entziffern ist. 7 Hierein g aus Hierrinn H^3 feinesweges H^3 10. 11 in so fern sie g über wenn es H^3 17 jedoch] aber H^3 18 Entdecken — 19 Zeichnung] Man sieht ganz ungenübte Menschen Fehler in der Zeichnung entdecken H^3 21 daß — 23 sein] worüber ein gesundes Auge im einzelnen urtheilt, aber daß ist nicht daß Urtheil, von dem hier die Rede seyn kann. H^3 23 Hat — 26 Falle] Ja man hat die Erfahrung [hat — Erfahrung über könnte noch anführen] daß Ungeübte [selbst] Lizzians Colorit selbst [üdZ] nicht natürlich finden und vielleicht [vielleicht über wahrscheinlich] war Diderot selbst auch [üdZ] in demselben [-selben üdZ] Falle g aR H^3 292. 1 Ein Halbtenner dazu g^1 aR Dessen Allgemeinheit beschreiben H^2 7 die — s wird g aus die nach Eindrücken auf ihre gesunde oder kranke Natur, [sich] von [üdZ] einem Kunstwerke angezogen [angezogen g über nähert] oder abgestoßen wird [abgestoßen wird über sich von ihm entfernt] H^3 10 und — bildsam] aber er ist noch nicht vollendet H^3 13 grade H^3JB 16 Seltenheit guter Coloristen] Seltenheit Diese gilt von allen Künsten g^1 aR H^2 kaum leserlich 23 Freilich werden beide] aber beyde werden H^3 24 vollkommener] vollkommener H^3JB 25 Vollkommenen H^3 293, 5 betrügt H^3JB 7 etwas g aus was H^3 11 und wer] und g über aber H^3 13 Eigenschaften — 14 Harmonie g^1 aR H^2 doch des statt eines, schwer lesbar 16 den Ton] darüber g^1 die Farbe H^2 22 lebhaft aR H^3 25 Reinheit g aR statt Einheit H^3 27 schon g üdZ H^3 und überdieß g über nun aber H^3 294, 1 wir g aR statt wir H^3 3 mancherlei Drog g aR aus den Drog der farbigen Schatten [farbigen Schatten g aR] aus den Drog der geforderten Farben H^3 6. 7 kräftigen geübten C^1C 10 innen JB 18 genannt.] darnach Hier ist der Ort nicht die Sache ausführlicher zu behandeln, wir hoffen

aber uns bald mit unsern Lesern in einem eignen Aufsatz weiter darüber zu unterhalten. H^3 19 Leichte Vergleichung g^1 aR H^2 , darunter zwei unlesbare Zeilen. 24 Bei nach Alles H^3 26. 27 viele Gegenstände g über sie H^3 295, 3 ist uns durch g über sehen wir nur durch H^3 verhüllt g üdZ H^3 8. 9 anders erscheint g aR aus anders färbt sich [sich g üdZ] aus anders färbt die H^3 9 zweimal auf g über die H^3 10 auf g über die H^3 13. 14 einem Gemälde g aus einer Tafel H^3 20 Farbe der Gegenstände g^1 aR H^2 21 Farbe des Fleisches] Fleischfarbe g^1 aR H^2 27 saftige g über lebendige H^2 296, 2. 3 durch (das Gelbliche) dringt g aR statt durchdringt H^2 3 bringen g aus bringt H^2 13 andern] andere H^3JB 18 gebe g aus als andere giebt H^3 19 vollkommenen H^3 24 von g üdZ H^3 ähnlichen H^3J 297, 7 nicht fehlt H^3 12 im] ein H^2H^3 17 Jonquille] Jonquille H^3 18 Madame g aus Mad. H^2 21 ihm] ihn H^3 25 ihr] und ihr H^2H^3 298, 1 Man — 6 Meisters g aR H^3 mit folgenden Abweichungen: 1. 2 ausdrucken 2. 3 Nur ist la Tour kein glückliches 4 Farbekunstlers] Coloristen 5 manierter 6 ein — Meisters] kein Nachahmer 9 für] vor g aus für H^3 10 schon so H^3 12 angehört g aus angehört H^3 15 doch g über aber H^3 17 großen üdZ H^2 18 verrückt $H-C$ vgl. 239, 16 20 verfärbt] verblüht H^2 verfärbt g aus verblüht H^3 21 indessen] indem $J-C$ 23. 24 Lebanc H^2H^3JB 25 gähnen nach gehen H^2 28 dann — Herz] mein Herz klopft H^2 dann klopft mein Herz g aus mein Herz klopft H^3 299, 3 wurden] werden BC^1C 10 sich ausdehnt] sich fehlt H^2 zugesetzt g aR H^3 10 bald fehlt H^2H^3 sobald JC^1C sich] sie C 11 denen unendlichen H^2 denen unendlichen H^3 Abwechslungen H^2H^3J 17 ihn g aus ihm H^3 23 zwar g über daß H^3 24 Dadurch g über das H^3 25 ein g über das H^3 27. 28 wodurch es g aus durch welche sie H^3 300, 1 ihm g aus ihn H^3 3 end] nach da H^2 5 eigne H^2H^3JB 9 so g üdZ H^2 12 Stirne H^2 Stirn g aus Stirne H^3 15 eine g über die H^2 20. 21 aufmerksam nach um H^3 21 vor g aus von H^3 24 Dazu g^1 aR Individuelle Erscheinung H^2 kaum lesbar gewirkten g^1 aus bewirkten H^2 24. 25 Stoffe unserer BC^1C 26 vollkommener H^2H^3JB 301, 1 Dazu g^1 aR Schwache Farbe H^2 kaum lesbar 4 als nach gemäßig H^3 verschiedenen H^3JB 5 und nach können H^3 6 kann g über können H^3 10 oben

schon] schon oben BC^1C 14 Dazu g^1 aR Harmonie der Farben H^2 schwer lesbar 26 schien g aus scheint H^3 302, 2 beide] sie H^3 2. 3 allgemeinen] allgemeine H^3 4 kann g aR H^3 5 wieder g üdZ H^3 7 einer Erklärung über die] der Frage von der H^3 12 Dieje — 13 sich g aR statt und doch leugne ich niemals H^3 14 wie sie g üdZ H^3 und ursprünglich g üdZ H^3 15 auch durch g aR statt durch H^3 äußerlich nach auch H^3 17 werden nach oder zerstört H^3 kann g nach könne H^3 18 Dazu unlesbare Bemerkung g^1 aR H^2 Partien] Partie $J-C$ 19 verstehe] verstehen H^2 verstehe g aus verstehen H^3 303, 1 um g über und H^3 14 Dazu unlesbare Bemerkung g^1 aR H^2 18 feineswegs B 21 die fehlt C 22 Harmonie nach die H^3 23 einige nach sie nur H^3 304, 1 Dazu g^1 aR helles H^2 Weiß mahlen, und hell mahlen] Weiß oder hell zu mahlen H^2H^3JB 2 verschiedene H^2H^3JB verschiedenen H^2H^3JB 8. 9 eben dieselben] dieselbe H^3 Farbe aus Farben H^3 Bei dieser Korrektur ist übersehen worden, das vorausgehende dieselbe in dieselben zu ändern. 11 ahnungsvollen H^3J 12. 13 freidenkhaftes g aus freidenkfarbiges H^3 13 darstellen] Hier verweist in H^3 ein # auf die Vorderseite eines beigehefteten einzelnen Blattes, worauf g den folgenden Passus 14 Noch — 17 können geschrieben hat. 14 Noch g über auch H^3 18 Es — 305, 9 könne von der Hand des Schreibers auf der Rückseite des eben erwähnten Blattes H^3 18 Dazu künstliches Colorit durch g^1 aR H^2 19 der — 21 versteht g^1 aR statt ein großer Colorist ausübt H^2 22 ausdrucken B 23 Fran C^1C 24 allein g^1 üdZ H^2 305, 2 das Ganze g^1 aus der ganze Ton H^2 gemäßigt g^1 aR statt schwach H^2 und indem g^1 über allein H^2 3 verhältnißmäßig nach verliert H^2 verliert g über und es entgeht auch H^2 30 — bemerken g^1 aR H^2 30 nach auch was H^3 4 einzelnen g^1 üdZ H^2 Übereinstimmung g^1 über Harmonie H^2 5 das Werk g^1 über sie H^2 10 Fundament der Harmonie g^1 aR H^2 schwer lesbar. Von einer weitem Bemerkung ist nur Regenbogen zu entziffern. 15 auf g aus aus H^3 17 die g aus der H^3 19 die prismatischen] die nach den Regenbogen und H^3 prismatischen nach damit verwandten H^3 20. 21 und — Regenbogen g aR H^3 21 wohl g üdZ H^3 22 das fehlt $J-C$ 24 Farbengebung] gebung nach lehre H^3 25. 26 in dieser Erscheinung] dieser Er-

scheinungen H^3 306, 2 weiter g üdZ H^3 6 diese genannten
 Phänomene g aR statt sie H^3 9 feineⁿwege^s H^3 10 jener
 g aus er H^3 12 er g über der Regenbogen H^3 13 der
 Farben g üdZ H^3 14 der Musik g üdZ H^3 17 Duracorde
 H^3 .JB 20 in nach dieses H^3 25 ordnen g über rangiren H^3
 sich unterordnen] g aR statt sich subordiniren H^3 26 Verwir-
 rung g über Conjunction H^3 27 dauern g über bleiben H^3
 307, 1 und — 2 erklärt g nach darf H^3 3 Dazu unlesbare Be-
 merkung g^1 aR H^2 6 kleine fehlt $J-C$ 7 muß ein g aus
 unserm H^2 9 verschiedne H^3 10 Lehre] Lage C^1C 11 so
 scheint es g üdZ H^3 ihre H^3 17, 18 und des prismatischen g
 statt des physikalischen H^3 19 bei der Arbeit g aR H^3 oder
 nach sie H^3 26 Ganze H^3 .JB 308, 1, 2 glaube — vorzustellen
 g aR und üdZ aus kann mir aus Diderot's Worten recht wohl
 vorstellen H^3 3 Dazu g^1 aR Beispiele H^2 5, 6 sie machen
 werden] er machen wird H^2 Lemma g aus er machen wird H^3 9 der
 einen Gefe] des einen Gefe^s H^2H^3 11 diese Gefe] dieses Gef H^2H^3
 17 Echtes Colorit] Genialisches Colorit g^1 aR H^2 Bernett H^2
 23 Hier — 24 eine g aR statt Durch eine H^3 309, 7 Dazu
 g^1 aR Methode H^2 dessen ungeachtet] demohngeachtet H^2H^3 .JB
 Vernet und Charbin] sie H^2H^3 8 eigene] eigne H^2H^3 .JB
 8, 9 der Farbenbehandlung] die Farbe zu behandeln H^2 Lemma g
 aus die Farben zu behandeln H^3 14 ihre nach und H^3 23 eben
 fehlt H^3 310, 4 die] immer die H^3 15 erhuben g aus er-
 hoben H^3 20 Einen g aus einen H^3 einen $J-C$ 26 große H^3 .JB
 27 einander g üdZ H^3 311, 8 selbst fehlt $J-C$ 19 Caricatur
 g^1 aR H^2 20 im] in H^2 im g aus in H^3 26 den g aus
 dem H^3 312, 10 wird g über ist H^3 11 sollte g aus sollte H^3
 12 Individuelles Colorit] Subjektives Colorit g^1 aR H^2 13, 14
 Farbenmischung] Färbung H^2 20 gerathen g aus errathen H^3
 21 gesunden] gesunde und reizbare H^3 22 ohngefähr H^3 .JB
 übereinsehen C^1C diesem g aus diesen H^3 313, 1 also fehlt
 $J-C$ 5 schwaches g aus schwarzes H^3 7 keine — Bild] die
 Wirkungen in sein Bild nicht H^3 9 das lebhaft Roth g^1 aR H^2
 10 er wird g^1 über so wie H^2 11 er g^1 üdZ H^2 mit g^1
 üdZ H^2 12 schwachen, sanften und zarten g^1 aus schwache, sanfte
 und zarte H^2 färben g^1 aR statt zeigen H^2 13 durch nach
 wird er auch H^2 eine gewisse g üdZ H^2 14 auch] auch H^2
 auch g aus auch H^3 16 wie nach theils H^3 22 geschwächt g

aus sie schwächt H^3 ist fehlt H^3 24 hingegen ist g über aber kann H^3 25 oft — 26 ist g aR unter beitragen statt sehr vieles thun H^3 27 in einer starken g aus durch eine starke H^3 314, 2 Ohngefähr H^3JB leicht g über sogleich H^3 3 in nach gewohnt H^3 4 wird g aR statt muß H^3 6 ein fehlt BC^1C 8 Warum] Aber warum H^2H^3 Lage] *humeur* *Did.* Sollte Raune zu lesen sein? (Geiger Goethe-Jahrbuch Bd. 10 S. 251) 9 Mahler's] Menschen H^2H^3 21, 22 eine — Einbildungskraft g^1 üdZ aus er aus früherer Erfahrung in der Einbildungskraft (wobei Goethe vergessen hat, das vorangehende der in die zu ändern) dieses g^1 aus er in der Einbildungskraft H^2 22 drückte] drückt g^1 über hegt H^2 24 Seib] Davor von Goethe gestrichen Mit dem Organ, seiner gesunden oder frankten Disposition ist der Character sehr nahe verwandt. Wir können uns vom Körper nicht trennen und der empfindende, der denkende Theil in uns muß sich wohl mit den Eindrücken und Sensationen behelfen, wie sie der körperliche Theil ihm zubringt, daher hat Diderot ganz recht, wenn er fortfährt: H^3 Dazu g^1 aR Subj. Colorit schwer zu ändern H^2 seinen Werken H^3JB 27 überwindet nach und H^2 28 verschloßner H^2H^3JB 315, 2 seinem H^2H^3 13 und g über aber H^3 wird nach so H^3 14 ihm nicht] ihn nie H^3 15 unvermeidlichen] gewissen H^3 16 zu erreichenden g aus erreichten H^3 18 versprechen.] darnach Nachdem uns nun unser Verfasser auf die Hindernisse aufmerksam gemacht welche in der Person des Künstlers selbst liegen so zeigt er uns diejenigen an, die er in der Schule zu befürchten hat. H^3 19 Dazu krankes Organ g^1 aR H^2 27 Einfluß des Meisters] Verderb durch Meister g^1 aR H^2 fehlt H^3 Was nach Aber H^2 316, 3 anzublicken g^1 aus anzusehen H^2 6 Kunstfertigkeit] Kunstfestigkeit H^2 Kunstfertigkeit g üdZ aus Kunstfestigkeit H^3 8 dem] den H^2 dem g aus den H^3 11 La Grénee] la Grénee g^1 aus la Grénee H^2 la Grénee H^3JB 12 Le Prince] le Prince H^2H^3JB 18 Siliputianer g^1 aus Siliputiner H^2 22 leicht] leicht den jungen g aR vor Naturen [g aus Natur nach selbst den Reitz der] H^3 317, 1 Naturen g aus Natur H^3 6 Unsicherheit — Farben] Ungewißheit des Künstlers (?) g^1 aR H^2 11 mit g aus in H^3 15 es g^1 aR statt sie H^2 16 betrügt H^2H^3JB 18 modificirt] motificirt g^1 aus motivicirt H^2 modificirt g aus motificirt H^3

19 sie] und H^2 sie g über und H^3 20 handiert — 21 wieder g^1
 in einer Lücke H^2 handiert] handthiert H^2H^3JB hantiert C^1
 21 und — Weise] g^1 üdZ und aR statt quält seine Farbe H^2
 24 (chemisch) g^1 üdZ H^2 früher g^1 aus früh H^2 27 wa \bar{s} ,
 wie] wa \bar{s} , wie $J-C$ 318,6 Emaillema \bar{h} ler H^3 Emaille-
 malar JB 9 wohl nach doch H^3 10 wa \bar{s} g aus wie H^3
 12 Fragenhafte Genialität g^1 aR H^2 Ursprünglich als Über-
 schrift statt in der Zeile H^3 18 (ächzt, lechzt) g aR H^2
 21 hervor] heran H^2 hervor g aus heran H^3 23 so — 24 sehen g
 in einer Lücke H^2 319,6 Correggio] Coreggio H^3J 7 Titian H^3
 Peter g aR statt Peter g^1 aR statt Paul H^3 7. 8 Paul
 Veronese g über Cagliari H^3 8 einer g aus seiner H^3 9 ge-
 bewahren H^3 12 Geschäften g aus Geschöpfen H^3 hüten]
 bewahren H^3 14 Dazu Nicht viel besser g^1 aR H^2 21 gleicht
 einem g^1 aR statt ist das Gegenbild zu einem H^2 [schweren]
 und [schweren H^2H^3 23 Der] Er H^2H^3 25 braucht g^1 über
 nöthig hat H^2 steigt nach er H^2 hinan g^1 üdZ H^2 320, 2
 wohlverstanden C 3 die nach und H^3 8 Rechte — 9 Far-
 ben] Dauer des Bildes durch gute Methode des Auftrags g^1
 aR H^2 schwer lesbar 10 die nach also H^2 eines g^1 über
 ihres H^2 11 je — Maler] als der Maler sicher H^2H^3
 12 Pinsel \bar{s} darnach war H^2 13 war g üdZ H^2 14 gehandiert]
 gehandthiert g^1 aR statt behandelt H^2 gehandthiert H^3JB ge-
 hantiert C^1 17 ungeachtet] ohnerachtet H^2H^3JB 20 eine g
 aus ein H^3 21 des — Arbeit g^1 üdZ und aR aus der guten Art
 zu arbeiten H^2 321, 6 betrügt H^2H^3JB 14 bei nach wie H^3
 27 Glück g aus Blick H^3 322, 13 das nach mit dem was H^3
 14 lie $\bar{\beta}$] lie $\bar{\beta}$ e H^3JB 15 ihm] ihn H^3 sowohl fehlt H^3
 16 im Besondern] besonders H^3

Paralipomenon.

Aus H^2 . Siehe oben Beschreibung der Handschriften.

Unter der Hand des geschickten Coloristen werdet ihr die Vögel
 und ihre, stufenweis gefärbte Federn, [g üdZ und aR aus Die
 Vögel und die Farbestufen, womit ihre Federn gefärbt sind]
 die Blumen und ihren Sammt, die Bäume und ihr verschiednes
 grün, das Blau des Himmels und den Dunst des Wassers der

ihm seinen Glanz raubt, die Thiere, [und] ihre langen Haare und die verschiedenen Flecken ihrer Haut, so wie das Feuer, das Fleisch, das Tuch, den Sammt, den Damast, den Taft, das Baumwollenzug, die feine und starke Leinwand und gröbere[s] [*g* aus größerer] Gewebe vor euch entstehen sehen. Die gelbe und reife Birn fällt vom Baume [*g* aus Baum] und die [*g* aus der] grüne Traube hängt am Stocf.

Inhalt der Lesarten.

	Seite
Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot	325
Anmerkungen	335
Paralipomena	337
Nachträgliches zu Rameau's Neffe	339
Rameau's Neffe	339
Des Hommes Célèbres de France	349
Diderot's Versuch über die Malerei	352
Paralipomenon	370



234224

LG.
G5995.2

Author Goethe, Johann Wolfgang von

Title Werke; [hrsg. von Sophie von Sachsen]. Vol.1.45.

S. H. 30. 2. 74

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

